

Andreas Jung

Das Haus, das Meer und andere Geschichten



Andreas Jung

Das Haus, das Meer und andere Geschichten

Erzählungen vom Tod

Impressum

Erste Auflage vom August 2024

Autor: Andreas Jung
Lizenz: Creative Commons 4.0 BY-ND-SA
Kontakt: Postfach 1101
86826 Schwabmünchen
buch@jung-andreas.net

Titelbild: Anna Philine (Lizenzfrei CC0)
www.unsplash.com, No. DP5Ms9Ii8
Bearbeitet von Andreas Jung

Druck: epubli
neopubli GmbH, Berlin

Alle in diesem Buch beschriebenen Personen, Orte und Handlungen sind rein fiktiv und ohne reale Vorbilder. Falls Sie dennoch Ähnlichkeiten mit sich oder Ihnen bekannten Personen entdecken, schreiben Sie dies nicht meinen Kenntnissen, sondern Ihrer Fantasie zu. Am Ende erkennt man in einer Erzählung stets ohnehin nur Dinge, die man selbst darin sucht oder finden möchte.

Vorwort

Ich möchte zu Beginn ein Warnung vorweg stellen:

Dies ist eine Sammlung von Kurzgeschichten, die im Zeitraum der Jahre 2018 bis 2024 entstanden sind. Geprägt aus persönlichen Erfahrungen sowie aus zahlreichen Erlebnissen innerhalb meines Bekannten- und Freundeskreises haben sie alle ein gemeinsames Thema: die Vergänglichkeit des Seins.

Auch wenn der Tod - als Handlungselement wie auch als Protagonist - ein steter Bestandteil in der Literatur ist, ist klar, das die Inhalte meiner Erzählungen für einige Leser verstörend wirken oder belastend sein können.

Zudem beinhalten einige Texte Beschreibungen und Inhalte, die nicht für jüngere Kinder geeignet sind.

Ich empfehle deswegen dieses Buch in eigener Verantwortung zu lesen und zudem erst ab einem Lesealter von mindestens 14 Jahren.

Lizenzrechtliche Hinweise

Ich veröffentliche dieses Buch unter der Creative Commons Lizenz 4.0 (BY-ND-SA). Auf der Webseite <https://creativecommons.org/licenses/?lang=de> sind die genauen Bedingungen dieser Lizenz zusammengefasst.

Von diesem Buch gibt es zwei unterschiedliche Ausführungen, zum einen die übliche, gedruckte Ausgabe und dann eine digitale Fassung im PDF-Format. Die digitale Fassung kann kostenlos von meiner Homepage unter der Adresse buch.jung-andreas.net heruntergeladen, kopiert und frei verteilt werden. Wer mein Buch als Printausgabe besitzen möchte, kann es auf dem üblichen Weg über den Buchhandel zum Selbstkostenpreis kaufen (jedoch nicht kopieren und weiterverbreiten).

Warum mache ich das? Kulturelle Güter wie Bücher oder Musik haben für mich einen eigenen Wert, der über materielle Definitionen hinausgeht. Der Sinn von solchen Dingen liegt für mich darin, sie mit anderen zu teilen. Dies kann ich am besten dadurch erreichen indem ich sie "freigebe" - so bietet sich für viele Menschen, die sich dieses Buch vielleicht aus finanziellen Gründen nicht gekauft hätten, die Möglichkeit es dennoch zu lesen.

Wenn es ihnen gefällt werden sie es weiter verbreiten und so noch mehr Leuten zugänglich machen. Das ist es, was mich am meisten freuen würde.

Widmung

Gewidmet all denen, die uns vorausgegangen sind,
und die nun auf der anderen Seite des Spiegels auf uns
warten.

Inhaltsverzeichnis

| | |
|----------------------------|----|
| <i>Das Haus</i> | 13 |
| <i>Alfred</i> | 23 |
| <i>Der Begleiter</i> | 31 |
| <i>Unser Weg</i> | 47 |
| <i>Die Prüfungen</i> | 53 |
| <i>Das Meer</i> | 67 |
| <i>Warten</i> | 91 |
| <i>Der Aufzug</i> | 97 |

Das Haus

Mein Haus ist nicht sehr groß, doch ich liebe es. Als ich es das erste Mal betrat, war ich mir unsicher, ob dies wirklich der richtige Ort war. Doch tief in mir wusste ich aus irgendeinem Grund, dass ich hierhin gehörte, auch wenn es mir bekannt und gleichzeitig unbekannt erschien. Und so drückte ich die Klinke an der Haustür herunter und betrat es neugierig, um mich darin umzusehen.

Gleich neben dem kleinen Flur liegt meine Küche, groß genug für eine Person, und einladend mit dem hellen Holzdekor und der gepunkteten Arbeitsplatte. Sie öffnet sich in den Wohnraum hinein, mit großen Fenstern nach Süden und einer kleinen Tür hinaus auf den vom auskragenden Dach geschützten Freisitz. Eine kleine Eckbank mit Tisch zum Essen, ein kleines Sofa mit einem Beistelltisch zum Ausruhen oder um in einem Buch zu versinken, und ein kleiner Kaminofen, der mir in den kühleren Herbst- und Wintertagen die Behaglichkeit prasselnder Flammen schenkt. Nach hinten führt eine kleine Diele zu dem kleinen Bad, zu meinem Schlafraum und einem Gästezimmer. Kühle, freundliche Räume, deren Fenster sich zum Garten hin öffnen und gemütliche Ruhe vermitteln.

Es ist nicht viel, doch es genügt mir, denn ich lebe allein.

Dass heißt, nicht ganz allein - Bruno besucht mich immer wieder, aber er braucht nicht viel, wenn er bei mir ist. Ihm reicht im Winter ein Platz auf der Couch in der Nähe des Ofens, und im Sommer döst er gerne in seinem Körbchen am Fenster, wenn die Sonne das Licht durch die Scheiben in das Wohnzimmer schickt. Nach all der langen Zeit, in der er auf mich warten musste, genießt er meine Nähe und ich die seine, denn ich habe ihn die Jahre über schrecklich vermisst. Doch vermutlich war die Dauer des Getrenntseins für ihn nicht ganz so schlimm wie für mich, denn hier gibt es Momente, aber keine Zeit mehr, die einen entweder erdrückt oder sich qualvoll in die Länge zieht. Und außerdem hat er hier noch seine Freunde und seine Mutter, nach der er immer wieder sehen will. Und natürlich die Wiesen und Wälder, in denen er nun nach Belieben herumstreunern kann.

Für mich ist mein Haus ein Ort der Idylle, der Stille, des Friedens. Morgens, wenn ich erwache, höre ich die Vögel in den Apfelbäumen vor dem Schlafzimmerfenster singen. Dann stehe ich auf und laufe durch den kurzen Flur hinüber in die Küche, um mir eine Tasse Kaffee aufzubrühen. Nicht, dass ich sie zum Wachwerden bräuchte - es ist nur noch mehr eine Gewohnheit, ebenso wie das einfache Butterbrot zum Frühstück, denn Hunger verspüre ich nur selten. Dieser Ort ist magisch, denn er scheint mich von sich aus mit allem zu versorgen, was ich benötige.

Allein schon durch den Blick von der schmalen Terrasse aus hinunter zu dem kleinen Fluss, der sich durch das grüne Tal schlängelt und an dem ich - am liebsten zusammen mit Bruno - so gerne entlangspaziere. Die Luft ist klar und frisch, die Sonne warm, der Regen köstlich und um mein kleines Heim herum blüht die Natur, bevölkert von Vögeln und Tieren, die sich manchmal bis direkt an das Haus heran wagen. Sie können unbesorgt sein, denn ich werde ihnen nichts tun, beobachte sie nur - die Rehe mit ihren anmutigen Bewegungen, die leise durch das hohe Gras schlüpfenden Kaninchen, die kleinen Spatzen, die mit wild wirbelnden Federkleid ihr Sandbad nehmen oder an dem leise vor sich hinplätschernden Teich ihren Durst stillen. Vor allem aber liebe ich die Stille, die mich umgibt. Der Frieden, der im Moment liegt. Die Freiheit, jeden Tag ohne Druck erleben zu können. Der Wind, der die Gerüche der nahen See bis zu mir heranträgt.

Manchmal schwinge ich mich auf mein Fahrrad und mache mich auf den Weg über die schmale Straße nach Westen. Durch die kleinen Kieferwäldchen und das duftende Heidegras bis zu den Dünen, die sich dahinter auftürmen. Dort lege ich das Rad an den Wegrand und laufe durch den feinen Sand mit den vielen Büscheln, in denen das Dünengras wächst, hinunter zum Meer. Atme die Salzlufte, lausche den Rufen der Möwen, betrachte die schimmernden

Muscheln und die Priele, die sich bei Flut mit Wasser füllen. Doch meistens blicke ich nur hinaus an den Horizont, über die weiß glänzenden Wogen, wie sie den Strand erreichen und Meeresschaum und die Gischt herantragen. Anfangs gab es hier einen Steg mit einer kleinen Jolle, mit der ich ein wenig hinausgefahren bin, immer die Küste entlang bis zu dem Leuchtturm, der nördlich an einem kleinen Fischerhafen steht. Ich habe Delfinen zugesehen, wie sie neben dem Bug meines Bootes ihre Bahnen durch das hin- und herwogende Meerwasser gezogen haben, unter dem Rumpf hindurch schwommen und dann ihre kurzen Sprünge über die Wasseroberfläche vollführt haben, die in der Mittagssonne aus Millionen kleiner, funkelnder Diamanten zu bestehen scheint. Doch mittlerweile genügt mir der Blick auf die am Strand anlaufenden Wogen, um Ruhe zu finden und meine Gedanken zu leeren, die manchmal immer noch um die alte Welt von früher kreisen. Und ich weiß: wenn ich wieder hinausfahren will, werde ich den Steg und das Boot wiederfinden.

Abends, wenn ich wieder zum Haus zurückkehre, sehe ich mir gerne den Sonnenuntergang an. Ich sitze auf dem Gartenstuhl und beobachte, wie sie über den bewaldeten Hügeln im Westen langsam versinkt. Ich spüre die Wärme des Tages langsam verschwinden, während sich der Himmel verdunkelt und in ein schwarzblaues Tuch hüllt, an dem nach und nach

tausende kleine Punkte erscheinen. Ich kann sie alle mit bloßem Auge erkennen, denn um mich herum steht kein anderes Gebäude, das mir mit seinem Licht den Blick in die endlose Weite des Firmaments nimmt. Manchmal sitze ich bis spät in die Nacht draußen und rücke immer näher an den Schein meines kleinen Lagerfeuers heran, lausche dem Knistern der Glut, dem Prasseln der Flammen und dem Zirpen der Grillen, während über die dunklen Wiesen um mich herum die kleinen Lichter der Glühwürmchen tanzen. Ich sitze so lange, bis das Feuer fast erloschen ist, ehe ich ins Haus zurückkehre um ins Bett zu gehen. Und manchmal bin ich schon bis zum Morgengrauen dort sitzen geblieben, wenn ich kein Bedürfnis nach Schlaf verspürt habe, nur um den Blick zum langsam heller werdenden Horizont im Osten zu wenden und den neuen Tag zusammen mit dem Morgengesang der Vögel zu begrüßen.

Es ist selten, dass mir der Sinn nach Gesellschaft steht. Doch dann kann ich den Pfad vor meinem Haus in die andere Richtung einschlagen und dem Weg zu dem kleinen Dorf in der Nähe folgen. Auch wenn mir die Menschen, die dort leben, anfangs fremd waren, so sind sie mir in der Zeit, die ich hier schon bin, doch ans Herz gewachsen und einige mir sogar Freunde geworden. Wir begrüßen uns, wenn wir uns am kleinen Marktplatz am Brunnen treffen und halten das ein oder andere Schwätzchen miteinander.

Es gibt ein paar kleine Läden in denen man einkaufen kann. Wobei kaufen nicht das richtige Wort ist, denn wir haben hier kein Geld. Vielmehr leistet immer jemand etwas für den anderen oder einen Dienst für die Gemeinschaft, so dass nur eine Art Tausch stattfindet. Man hilft sich bei der Arbeit und es wird einem geholfen, man gibt jemandem etwas und erhält dafür etwas zurück. Mal bittet man mich darum, einen Korb zu tragen, beim Ausbessern eines Daches zu helfen oder einen der Karren abzuladen. Ein anderes Mal möchte jemand von mir im Gitarrenspiel unterrichtet werden und manchmal will man von mir einfach nur eine Geschichte hören, gleichgültig ob sie erfunden ist oder aus meinem früheren Leben stammt. Wann immer mich jemand um einen Gefallen bittet, ich helfe gerne mit Wort und Hand. Das ich dies wieder kann, ohne danach Schmerz oder auch nur Erschöpfung zu verspüren, erfüllt mich jedes Mal mit dem Gefühl großen Glücks.

Im Dorf gibt es einen kleinen Bahnhof. Manchmal steige ich in einen Zug, der mich fortbringt, zu anderen Dörfern oder Städten. Dort treffe ich meine Eltern oder Freunde, die ich noch aus meinem alten Leben kenne. Wir verbringen dann oft einen Tag zusammen, lachen, reden, erzählen uns Geschichten die wir alle schon hunderte Male gehört haben, und werden dennoch nicht müde, sie immer noch ein weiteres Mal zu erzählen.

Jeder von ihnen hat für sich sein eigenes kleines Paradies gefunden, sei es eine Oase in der Natur oder ein Zimmer im Trubel einer Metropole voller Lichter und Musik. Und wann immer wir uns treffen, freue ich mich darüber, dass es ihnen gut geht. Das alte Streit, Ärger und Krankheiten überwunden sind und sie hier ihr Leben in Ruhe und Frieden genießen können. Noch habe ich nicht alle wiedergefunden - diese Welt ist groß, groß genug für tausende von Welten, in denen jeder für sich einen Platz schaffen kann.

Auf manche, die ich in meinem alten früheren Leben zurückgelassen habe, muss ich noch warten, bis die Zeit gekommen ist für ihre eigene Reise. Doch es wird für mich nur ein kleiner Moment sein, bis ich sie treffen werde. Dann werden auch wir uns wiedersehen und sie werden wie ich das Gefühl der Erleichterung und des Glücks verspüren, wie ich es empfunden habe, als ich damals die Augen öffnete und mich vor der Schwelle meines Hauses wiederfand, hineinging, alles ungläubig betrachtete und dann feststellte, dass ich wieder frei atmen konnte und der Schmerz in meiner Brust verschwunden war, genauso wie der Stock in meiner Hand, ohne den ich zuvor noch keinen Schritt alleine hatte gehen können.

Tage vergehen, Jahreszeiten wechseln sich ab. Doch steht die Zeit still und nichts trübt den Frieden an diesem Ort.

Hier will ich bleiben.
Zumindest für eine kleine Ewigkeit.

Alfred

Das Mädchen trug das Tablett mit dem Essgeschirr hinaus und sie konnte spüren, wie Alfred den Salon betrat, so wie er es jeden Mittag tat, lautlos über den Teppich schreitend, und mit seiner Hand beiläufig über den Kaminsims und die Schrankfächer strich, die Gründlichkeit der Reinigungskraft kontrollierend, bereit ein kaum vernehmbares Seufzen auszustoßen, sollte er auch nur ein einziges winziges Körnchen Staub auf dem dunklen Holz entdecken können.

Wie lange diente er nun schon in diesem Haus? Sie konnte sich nicht an eine Zeit erinnern, als er noch nicht da gewesen war. Zeitlos wie seine dunkle Livree, zuverlässig wie das Uhrwerk der stets aufgezogenen Standuhr, unermüdlich bereit, zu Diensten zu sein, zu jederzeit und jeder Stunde, gleich wann und wo er gebraucht würde. Stets mit dem Ziel der Perfektion für seine Herrschaft, der er diente und immer bemüht, jedes Problem zu lösen, noch ehe es bemerkt werden konnte. Eine Institution, ein unverzichtbarer Teil des Hauses, eine Standsäule der Welt, in der sie lebte.

"Wie ich mich freue zu sehen, dass es Ihnen bereits wieder besser geht, Frau Gräfin" lies sich seine melodische, zeitlose Stimme vernehmen, als er neben sie trat um das Speisetuch aufzunehmen und dabei dezent ein paar auf der Tischplatte noch verbliebene Krümel verschwinden zu lassen.

Sie wandte ihren Kopf, um ihn anzusehen. Sein grauer Schnauzbart, die Falten um die Augenpartie, welche ihm einen Anflug von Schalk zu geben schienen, ganz gleich wie ernst er auch zu wirken versuchte, die ergrauten Haare, zurückgekämmt und in perfekter Symmetrie sitzend, genauso wie seine Fliege, schien er sich niemals verändert zu haben.

"Sie sind ein Schmeichler, wie immer, Alfred" erwiderte sie und musste selbst unwillkürlich lächeln. "In meinem Alter geht es niemandem mehr besser, das sollten Sie doch wissen."

"Verzeihen Sie mir, Frau Gräfin, wenn ich hier eine andere Auffassung vertrete" gab der Butler elegant zurück. "Sie sind nach wie vor in der Blüte Ihrer Jahre. Diese kleine Erkrankung hat Sie lediglich ein wenig behindert in den letzten Tagen, aber doch nicht mehr!"

Er trat zum großen Fenster und verstellte die Jalousie, um etwas mehr Licht in den Raum zu lassen. Die Herbstsonne durchdrang das Zimmer mit einem goldfarbenen Schein und unwillkürlich warf sie einen Blick hinaus in den großen Garten mit den alten Bäumen, deren buntgefärbte Blätter sich in einer leichten Brise an den Ästen sanft hin und her bewegten.

"Ein wunderschöner Nachmittag steht uns bevor" bemerkte Alfred mit einem Blick hinaus in den Park. "Vielleicht sollten Sie einen kleinen Ausflug machen? Ich könnte den Einspanner vorbereiten lassen. In einer halben Stunde wäre für Sie alles bereit. Die frische

Luft würde Ihnen sicherlich gut tun und Ihrer weiteren Genesung förderlich sein."

Ihr Blick war unverwandt auf die Symphonie aus Farben und Bewegung vor dem Fenster gerichtet, hielt ihre Gedanken gefangen und erinnerten sie an lang vergangene Tage. Ausritte durch die Ländereien, Ausflüge mit den Kindern und Enkeln, Spaziergänge durch blumenbedeckte Wiesen und mit goldenen Ähren bestellte Felder ihres Landgutes. Es dauerte einige Zeit, ehe sie sich seiner Worte wirklich bewusst wurde. Doch wie immer schon stand Alfred still und geduldig neben ihr, auf ihre Antwort wartend, mit aller Zeit der Welt, obwohl er im Haus doch so viele Pflichten und Arbeiten zu erledigen hatte.

Sie seufzte schließlich leise.

"Ich weiß nicht, Alfred" sagte sie schließlich. "Ich bin mir nicht sicher, ob es dazu nicht vielleicht doch noch ein wenig zu früh ist. Und selbst in der Sonne wird es mit dem Herbstwind vielleicht doch ein wenig zu frisch sein."

Bedächtig senkte der Butler seinen Kopf.

"Frau Gräfin können es sich ja noch einmal überlegen" antwortete er mit sanfter Stimme. "Eine warme Decke für die Fahrt ließe sich sicherlich schnell bereitlegen."

Außerdem stehen für heute keine weiteren Termine an. Ihr Herr Gemahl wird erst gegen Abend von der Fuchsjagd zurückkehren. Und für das Wochenende hat sich der junge Herr mit seiner Frau und den Kindern

angekündigt. Ich habe die beiden Gästezimmer bereits vorbereiten lassen. Haben Frau Gräfin eine bestimmte Vorstellung für das Menü, das die Küche vorbereiten soll?"

Seine zuvorkommende Art lies, wie schon so oft, wieder ein Lächeln auf ihr Gesicht treten.

"Sie sind ein wahrer Schatz, Alfred. Ich frage mich, wie unsere Familie ohne Sie jemals zurecht gekommen wäre. Lassen Sie dem Koch bestellen, er möge etwas Leichtes vorbereiten. Wir werden vor dem Essen sicherlich noch Kaffee und Kuchen nehmen. Und wegen der Kutsche danke ich Ihnen, aber wir werden den Ausflug auf morgen verschieben. Für die Kinder ist eine Ausfahrt immer ein großer Spaß, und am Sonnabend werde ich mich wohl auch noch ein wenig kräftiger fühlen. Für den Moment, denke ich, möchte ich lieber noch ein wenig hier am Fenster verbleiben."

"Sehr wohl, Frau Gräfin" erwiderte Alfred leise und schob diskret den Korb mit ihren Stricksachen näher, wohl wissend, dass sie über ihrer Handarbeit am Nachmittag gern ihren Gedanken nachzuhängen pflegte. "Wenn Sie etwas benötigen sollten, stehe ich jederzeit zu Ihrer Verfügung."

Ihr Blick wanderte wieder zum Fenster hinaus, während er das Zimmer so lautlos verließ, wie er eingetreten war. Ihre Finger strichen gedankenverloren über die Magazine auf dem Tisch und den Wollknäueln in dem kleinen Körbchen.

Die golden schimmernden Blätter und die sich im Wind bewegenden Bäume weckten in ihr wieder Erinnerungen an die Vergangenheit. Ihr Leben war so schön und friedlich verlaufen. Die Stürme der Zeit waren vorbeigezogen, hatten nur wenige Spuren hinterlassen. Die Unbillen der Welt schienen stets einen Bogen um das Haus gemacht zu haben. Und insgeheim machte sie Alfred dafür verantwortlich, der Schutzengel, Diener und Freund in einer Person vereint zu sein schien, stets seine Hand über die Geschicke der Familie haltend und dafür sorgend, dass alles seinen geregelten Gang nahm, gleich welche Sorgen und Probleme das Leben bereit gehalten hatte. Wie gut es tat, zu wissen, dass es jemanden gab, der einem zur Seite stand, wann immer man ihn brauchte.

Das Spiel der Farben und Formen verschwamm vor ihrem Blick, als sie über ihre Gedanken einnickte.

Als die diensthabende Schwester am Freitag, den 4. November um 16:27 Uhr das Zimmer betrat, fand sie die dortige Bewohnerin Frau Anneliese Graf leblos in ihrem Rollstuhl am Fenster vor. Die unverzüglich eingeleiteten Wiederbelebensmaßnahmen erwiesen sich als erfolglos. Der herbeigerufene Arzt datierte den Todeszeitpunkt auf ca. 14:00 Uhr. Als Todesursache wurde Herzversagen aufgrund Altersschwäche festgestellt.

Frau Graf starb im Alter von 78 Jahren. Die Heimleitung informierte telefonisch noch am Abend die Familie des Sohnes, welche für den Folgetag einen Besuch bei ihrer Mutter angemeldet hatte. Der Hausmeister verstaute die persönlichen Gegenstände von Frau Graf in zwei Umzugskartons, die für eine spätere Abholung eingelagert wurden. Allein ein Karton beinhaltete hierbei die Sammlung an Romanheften, welche die Bewohnerin so gerne gelesen hatte.

*gez. Roswitha Ebert
Heimleitung Seniorenstift Waldeshain*

Der Begleiter

Für einen kurzen Moment hatte ich mir eingebildet, im Spiegel jemanden hinter mir auf der Rückbank sitzen zu sehen. Aber wenn man Abends im Dunkeln unterwegs ist und durch die Wälder über die Landstraße fährt ist man nach so einem langen Arbeitstag einfach müde, und ein Lichtwechsel von den Scheinwerfern eines entgegenkommenden Wagens kann den Augen dann leicht einen Streich spielen.

Die Straße führte in zwei entgegengesetzten Kurven den Berg hinunter und zog sich dann in einer Kehre nach links ein Stück den Wald entlang, ehe sie in die Durchgangsstraße des kleinen Orts überging, in dem ich wohnte.

Ich erinnere mich noch daran, wie mich das Fernlicht eines Fahrzeugs blendete, während es vor mir die Kurve schnitt. Ich erinnere mich noch an das Kreischen der Bremsen auf dem nassen Asphalt, an das Wirbeln und Schütteln. Und dann an einen kurzen Moment blendender Helle, die jäh von einer tiefen Dunkelheit abgelöst wurde.

Ich war immer noch ein wenig verwirrt, als wieder Ruhe eingekehrt war. Benommen stieg ich aus dem auf dem Acker neben der Kurve liegendegebliebenen Wagen, wo er wohl gut fünfzig Meter hinter dem durchbrochenen Weidezaun zum Stehen gekommen war. Die ersten Straßenlampen standen erst am Ortszugang und in der Dunkelheit konnte ich nicht viel

erkennen, aber mein Auto war definitiv nicht mehr fahrtauglich. Die Frontscheibe war geborsten, das Blech an allen Seiten verbeult und das Dach ab der B-Säule völlig eingedrückt. Totalschaden.

Vorne an der Straße hatten Fahrzeuge angehalten und ihre Warnblinkanlagen eingeschaltet. Offenbar hatte man meinen Abflug von der Straße auf die Wiese beobachtet. Gestalten standen an dem zerrissenen Stacheldraht, unschlüssig, ob sie sich nähern sollten. Dann hörte ich von Ferne bereits das Martinshorn und blaues Licht zuckte durch die Dunkelheit, als zwei weitere Wagen vom Ort zu der Stelle des Unfalls herankamen.

Ich hob meinen Arm und winkte den Zaungästen am Rande des Ackers zu.

"Alles in Ordnung" rief ich. "Mir ist nichts passiert!"

Jemand räusperte sich direkt neben mir.

"Nun, das ist nicht ganz korrekt."

Ich drehte mich zur Seite um, in die Richtung aus der ich die ruhige Stimme vernommen hatte. Neben mir stand ein Mann, etwa in meinem Alter und von meiner Statur. Er trug einen dunklen Straßenanzug und hatte, abwartend und gefasst, die beiden Arme hinter seinem Rücken verschränkt. Sein Gesicht hob sich hell, fast weiß gegen den dunklen Hintergrund des aufsteigenden Weidehangs ab. Der Kopf war kahl, die Haut glatt und eben, ohne jeglichen Bart - ja, er hatte nicht einmal Brauen über seinen tief liegenden, nachtschwarzen Augen. Ohne ein weiteres Wort zu

sagen stand er so neben mir und sah mich nur mit seinem durchdringenden Blick an.

Während ich ihn noch verunsichert musterte, wurde meine Aufmerksamkeit von den zwei herannahenden Sanitätern des am Straßenrand abgestellten Rettungswagens abgelenkt. Ich wollte sie schon ansprechen und ihnen, trotz dieses seltsamen Kommentars des neben mir stehenden Unbekannten versichern, dass es mir gut ginge. Doch sie stürmten an mir vorbei, ignorierten mich als wäre ich Luft und zerrten an der verbeulten Fahrertür des Autos, aus dem ich gerade ausgestiegen war. Seltsamerweise schienen sie diese nicht öffnen zu können und einer der beiden rief etwas zu den Personen am Straßenrand hinüber. Ich brauchte ein oder zwei Sekunden um zu realisieren, dass ich seine Stimme nicht verstehen konnte. Sie klang wie ein seltsames Gemurmel, als wären die Worte von einem untergetauchten Schwimmer in das Wasser hineingerufen worden.

"Entschuldigen Sie bitte" rief ich und ging nun mit zunehmender Verwirrung die zwei Schritte zu den Sanitätern hinüber, die mich weiterhin nicht wahrzunehmen schienen. Ich wollte den ersten von ihnen am Arm fassen. Doch als ich meine Hand ausstreckte, glitt sie widerstandslos durch ihn hindurch und ein seltsames, scharfes Gefühl eisiger Kälte ließ mich zurückzucken.

Der Mann hielt in seiner Bewegung inne, schien für einen kurzen Moment wie erstarrt und blickte verwirrt

in der Gegend herum. Dann wurde er von zwei Feuerwehrleuten zur Seite gedrängt, die sich mit Hebelwerkzeugen an der Wagentür zu schaffen machten.

"Es könnte jetzt ein wenig unangenehm werden" lies sich die Stimme neben mir erneut vernehmen. Ich blickte wieder zu dem weißen Mann, der immer noch geduldig abwartend neben mir stand und das um uns herum stattfindende Spektakel teilnahmslos verfolgte.

"Was um Himmels Willen ist hier los?" fragte ich ihn, da zumindest er mich bewusst zu sehen und zu hören schien, doch in diesem Moment hatten die beiden Feuerwehrmänner die Tür meines Wagens aufgehebelt und zertrümmert sie mit vereinten Kräften nach außen, so dass ich einen Blick in das Innere des Fahrzeugs werfen konnte, bevor sich schon einer der Sanitäter über den Fahrersitz beugte.

Auf dem Sitz saß ein Mensch, zusammengesunken nach vorne im Sicherheitsgurt hängend, den Kopf über dem erschlafften Kissen des Airbags in einem seltsamen Winkel seitlich abgeknickt.

Dieser Mensch... war ich...

Ich stolperte zurück, panisch nach Luft schnappend, und fiel seltsam weich auf den unebenen Boden der Wiese. Wie automatisch griff ich mir an die linke Brust auf Höhe meines Herzens, tastete wild herum... aber ich konnte keine einzige Bewegung in meinem Brustkorb spüren.

Wie ein dunkler Schatten trat der weißgesichtige Mann zwischen mich und den hektisch an meinem

Fahrzeug hantierenden Männern, beugte sich zu mir herab und reichte mir seine rechte Hand. Sie war dünn und ebenso blass wie sein immer noch in regungsloser Ruhe verharrendes Gesicht.

"Nicht schön, ich weiß" sagte er in ruhigem Tonfall, und seine Stimme erinnerte mich seltsamerweise an meine eigene. "Aber keine Bange - es geht gleich wieder besser. Und es gibt, soweit ich das beurteilen kann, schlimmeres."

"Das... das da..." stotterte ich, immer noch unfähig einen halbwegs klaren Gedanken fassen zu können. "Das da..."

"Das dort bist Du, ja" bestätigte er mir gelassen und immer noch diese unerschütterliche Ruhe ausstrahlend. "Vielmehr, das bist Du gewesen, um ganz genau zu sein."

Er beugte sich noch ein Stück tiefer, griff meine Hand und zog mich ohne erkennbare Kraftanstrengung wieder auf die Beine. Durch seine Position versperrte er mir dabei beiläufig den direkten Blick auf den Schrotthaufen, der einmal mein Auto gewesen war. Ich reckte meinen Kopf, um an seiner Schulter vorbei zu blicken.

Die beiden Feuerwehrmänner waren ein Stück zur Seite getreten, die Sanitäter knieten am Boden neben der Tür, wo ein regungsloser Körper auf eine Faltbahre gelegt worden war. Ich hörte gedämpft ihre Worte, aber ich konnte nichts von ihrer Unterhaltung verstehen. Ihre Bewegungen verlangsamten sich nach

einigen Sekunden und sie standen auf. Dann hoben sie die Bahre langsam an und ließen die Männer der Feuerwehr, die sich nun mit Taschenlampen um mein Auto herumbewegten, zurück.

Unwillkürlich trat ich ein Stück zur Seite als sie herankamen, um ihnen Platz zu machen. Der weiße Mann blieb hingegen wie angewurzelt stehen und mit einer Art wachsender Panik beobachtete ich, wie die Sanitäter halb durch ihn hindurch schritten, jedoch ohne davon Kenntnis zu nehmen. Im Vorübergehen warf ich einen Blick auf die Gestalt auf der Bahre, deren Kopf trotz der langsamen Bewegungen der beiden Träger hin und her schaukelte.

"Genickbruch" kommentierte der weiße Mann neben mir mit professionell klingenden Tonfall, doch mir schien als würde sich in seinem Gesicht bei diesen Worten eine Spur der Trauer abzeichnen. Dann blickte er mich mit seinen beiden vollkommen schwarzen Augen direkt an. "Wenn es Dich ein wenig trösten sollte, es gibt schlimmere Arten zu sterben."

"Wer bist Du?" fragte ich ihn langsam, obwohl ich in mir bereits die Antwort zu kennen glaubte. Er blickte mich kommentarlos an, zog nur die braunen Augen hoch.

"Du bist der Tod" sagte ich.

"Nun, nur Dein Tod, genauer gesagt" erwiderte er sachlich nüchtern.

"*Mein Tod?*"

Er nickte.

"Jeder hat seinen ganz persönlichen" bestätigte er dann.

Ich zögerte für einen Moment.

"Ich dachte immer, der Tod wäre... nun, ich habe ihn mir wohl ganz anders vorgestellt. Mehr... knochiger, wenn Du verstehst was ich meine..."

Der Mann vor mir gestattete sich den Anflug eines Lächelns, das bei ihm seltsam schmollig geriet.

"Figurale Personifikationen, basierend auf den Vorstellungen vergangener Epochen, geprägt durch die gesellschaftlichen Mythen und Ängste" sagte er, und er klang gelangweilt dabei. "Wobei ich mir vorstellen kann, dass Du tief in Dir überhaupt nicht an so etwas geglaubt hast. Was Dir vorschwebt sind Bilder eines großen Skeletts mit Umhang und Sense, nicht wahr? Einfach aus dem Grund, weil der Tod auf diese Weise immer wieder in der Literatur und Kunst dargestellt worden ist."

Ich zuckte mir den Schultern.

"Entschuldige" gab ich zur Antwort. "Es ist nur... man wird auf diesen Moment nicht wirklich vorbereitet, weißt Du?"

"Ich weiß" nickte er. "Schließlich bin ich Du. Mach nicht so ein Gesicht" fügte er dann hinzu, als ich ihn verwirrt musterte. "Seit dem Augenblick an dem Du geboren wurdest war ich immer ein Teil von Dir. Tief in Dir bist Du Dir dessen immer bewusst gewesen, aber Du hast es verdrängt, weil Du den Gedanken an Deine eigene Sterblichkeit nicht ertragen konntest."

Er seufzte kurz.

"Die wenigstens Menschen sind dazu in der Lage" sagte er dann, eher zu sich selbst sprechend als zu mir. "Vermutlich dient es ihrem eigenen Schutz. Dennoch wusstest Du immer, dass Deine Existenz endlich ist. Es war dieses Wissen das Dich dazu angehalten hat vorsichtig und umsichtig zu handeln, gefährliche Situationen nach Möglichkeit zu vermeiden und - nun, zumindest ab einem gewissen Alter - Dir vor Augen zu führen, welche Konsequenzen Dein Handeln haben könnte."

Die Feuerwehrleute liefen an uns vorbei. Einer von ihnen sprach in sein Funksprengerät, doch wieder konnte ich keines der seltsam gedämpft klingenden Wörter verstehen.

"Warum kann ich nicht hören, was sie sagen?" fragte ich meinen Tod.

"Weil Du tot bist" antwortete er mir. "Du bist nicht länger Teil dieser Welt."

"Aber ich bin doch noch hier!" entfuhr es mir.

Mein Tod schüttelte bedächtig, fast mitleidig seinen Kopf.

"Deine Essenz ist noch hier" erläuterte er. "Dein Geist, wenn Du so willst. Aber er wird bald schwächer werden und dann gänzlich verschwinden."

"Ich bin ein Gespenst?" stieß ich erschreckt hervor.

"Nein" erwiderte er nachdrücklich. "Du bist Deine eigene Erinnerung an das, was Du bis zu Deinem Tod gewesen bist. Du klammerst Dich noch an Deine ver-

gangene Existenz als Mensch. Sobald Du Dein Hinscheiden akzeptiert hast, sobald Du losgelassen hast, wirst Du vergehen können."

"Aber ich will nicht loslassen!" rief ich. "Ich... ich muss nach Hause! Meine Frau wartet auf mich! Und meine kleine Tochter! Ich..."

"Ich weiß, ich weiß" seufzte mein Tod. "Du erfährst jetzt den Schmerz des Loslassens. Das ist der härteste Teil, diese neue Realität zu akzeptieren. Aber sieh es ein: es ist nun für Dich vorbei. Du kannst nichts mehr tun."

Ich starrte durch die Dunkelheit in die Nacht hinein. Das bläuliche Flackern der vielen Einsatzfahrzeuge schwächte sich ein wenig ab, als der Krankenwagen mit meinem Körper langsam auf der Straße davonfuhr. Die Feuerwehrmänner schienen jedoch noch damit beschäftigt zu sein, die angehaltenen Neugierigen zur Weiterfahrt zu bewegen.

"Ist es das, was Geister sind?" fragte ich. "Tote, die nicht von hier fortgehen wollen?"

Ich drehte mich wieder zu ihm um, aber ich brachte es nicht fertig, ihm jetzt in die Augen sehen - diese tief liegende, endlos erscheinende Dunkelheit in ihnen schien mich wie magisch anzuziehen, als wollte sie mich aufsaugen.

"Ich will nicht verschwinden" sagte ich ein wenig fester. "Ich... meine Familie braucht mich, verstehst Du? Ich kann sie nicht zurücklassen. Ich will sie nicht zurücklassen..."

Er legte mir seine dünne weiße Hand auf die Schulter. Im Gegensatz zu meiner Berührung des Sanitäters fühlte es sich sehr warm und angenehm an.

"Du bist ein guter Mann gewesen" sagte er. "Ich weiß das, weil ich Du bin. Du hast Dich immer bemüht, das Richtige zu tun und für andere da zu sein. Sie werden Dich mit Sicherheit schmerzhaft vermissen. Aber auch sie werden nun lernen müssen, mit diesem Schmerz umzugehen - und weiter zu leben.

Sieh es ein - Du kannst ihnen nicht helfen, indem Du Dich weiter an diese Welt klammerst, die nicht mehr die Deine ist. Du kannst nicht mit ihnen Kontakt aufnehmen, Du kannst nichts mehr für sie tun. Selbst wenn Du den Willen aufbringst Dich über Tage, Monate, vielleicht sogar über Jahre an diese Welt festzuklammern, so bist Du bestenfalls nur noch ein unbeteiligter Zuschauer. Und Du wirst niemals mehr als das sein können."

"Der Sanitärer vorhin!" kam es mir in den Sinn. "Er hat es gespürt als ich ihn berührt habe, oder etwa nicht? Er hat auf meine Berührung reagiert!"

Mein Tod zog seine Hand zurück und blickte mich streng an.

"Ja, er hat Deine Präsenz gespürt" sagte er, aber der Tonfall klang nun ernst und fast ein wenig tadelnd. "So wie einen kalten Hauch, ein Gefühl der Ungewissheit. Es gibt Menschen die durch Erlebnisse oder ihren Beruf, sehr selten auch schon von Geburt an, für solche Gefühle empfänglich sind.

Aber ist es wirklich das, was Du sein willst?"

Seine Augen suchten nun den direkten Blickkontakt zu mir. So sehr es mir widerstrebte, ich konnte nicht wirklich dagegen ankämpfen. Die völlig schwarzen Augen, vollkommen ohne erkennbare Pupillen darin, nahmen mich gefangen.

"Ist es wirklich das, was Du von nun an sein willst?" wiederholte mein Tod seine Frage. "Ein Hauch, ein unbehagliches Gefühl, eine nicht erklärbare Anwesenheit für Menschen, welche sich von dem Wissen um ihre eigenen Sterblichkeit noch nicht völlig distanziert haben? Glaubst Du wirklich auf diese Weise den Menschen, die Du so liebst, in irgendeiner Form helfen zu können?"

Er hielt meinen Blick fest bis ich anfang zu zittern. Erst dann trat er einen Schritt zurück und musterte mich, sein Gesicht nun voller Mitleid, und wartete schweigend auf eine Reaktion von mir.

Ich fühlte als ob ich weinen müsste, aber ich konnte nicht. Ich vermisste plötzlich die Wärme seiner Hand, die ich auf meiner Schulter gespürt hatte.

Langsam, wie Sand aus einer zur Seite geneigten Schale, sickerten die Gefühle aus mir heraus. Statt dessen füllte sich mein Körper mit einer tiefen Kälte. Und dann verschwand das Kältegefühl als mir klar wurde, dass ich ja überhaupt keinen Körper mehr hatte, der etwas spüren konnte.

"Was geschieht jetzt mit mir?" fragte ich meinen Tod. "Nun, da ich tot bin?"

"Was glaubst Du?" gab er mir unbewegt zurück, und sein weißes Gesicht nahm allmählich wieder den völlig neutralen Ausdruck an, den ich bei ihm als erstes gesehen hatte. Ich blickte auf den dunklen Boden der Wiese unter mir.

"Ich weiß es nicht..." sagte ich. "Früher habe ich an einen Gott geglaubt, aber das war vielleicht nur, weil man es mir als Kind so erzählt hat... ist es das, was mich jetzt erwartet? Ein Urteil, ein Schiedsspruch? Himmel oder Hölle?"

Mein Gegenüber schien unbehaglich von einem Bein auf das andere zu wechseln.

"Ich kann es Dir auch nicht sagen" antwortete er mir schließlich und ließ seinen dunklen Blick über die Umgebung schweifen. "Ich bin nur Dein Tod. Was nach mir kommt, liegt außerhalb meines Erfahrungsbereiches. Ich weiß, was Du weißt - sogar alles, was Du irgendwann einmal gewusst hast. Was nach dem hier und jetzt kommen wird - das ist eine völlig neue Erfahrung. Für Dich - und auch für mich."

Ich blickte ihn verständnislos an.

"Meine Aufgabe war es, Dich seit dem Moment der Geburt zu begleiten. Auf Dich aufzupassen, wenn Du so willst. Um jetzt, in diesem Augenblick, für Dich da zu sein. Aber alle Fragen, die sich jetzt nach Deinem Tod in Dir auftun werden - die kann ich Dir auch nicht beantworten."

Ich musterte ihn und obwohl ich nichts mehr fühlen konnte verspürte ich dennoch so etwas wie Mitleid mit

ihm. Er war in all den Jahren ein stummer Begleiter von mir gewesen, über den ich nicht das geringste gewusst hatte.

"Warum bist Du dann jetzt hier?" fragte ich. "Wozu braucht man einen eigenen, persönlichen Tod, wenn man doch erst von ihm erfährt wenn es zu spät ist? Wenn das Leben vorbei ist und man nichts mehr daran ändern kann?"

Er drehte sein weißes Gesicht langsam wieder zu mir und blickte mich ausdruckslos an, doch schien er bei sich intensiv über diese meine Frage nachzudenken.

"Damit Du jetzt, in diesem Moment, nicht allein bist, nehme ich an" sagte er schließlich. "Damit jemand bei Dir ist, wenn Du von der Welt der Lebenden Abschied nehmen musst. Um jemanden an Deiner Seite zu haben, wenn Du vor der Aufgabe stehst, weiterzugehen."

Ich streckte meine Hand aus und umschloss seine dünnen, weißen Finger. Er blickte kurz auf unsere beiden Hände hinab und dann wieder in mein Gesicht.

"Ich glaube, das ist eine gute Erklärung" sagte ich und konnte ihm dieses Mal von mir aus direkt in seine pechschwarzen Augen blicken. "Und ich glaube, ich bin froh, das ich jetzt hier nicht alleine stehe."

Er musterte mich einen Moment lang unbewegt, dann nickte er mir zu und sein dünner Mund formte ein richtiges Lächeln.

Ich spürte, wie von seiner Hand aus sich wieder Wärme in mir ausbreitete bis sie schließlich all das

erfüllte, was in meiner Erinnerung einmal mein Körper gewesen war.

"Wo gehen wir jetzt hin?" fragte ich ihn. "Ich meine, wie und wo verlasse ich diese Welt jetzt?"

Er blickte mich immer noch lächelnd an.

"Nun, ein Teil von Dir wird immer hier bleiben" erwiderte er. "In der Erinnerung der Menschen, die Dich gekannt haben. Aber Deine Essenz wird nun verschwinden. Du selbst bestimmst, wo und auf welche Weise es geschehen wird. Sobald Du dazu bereit bist, wird sich Dir der Weg offenbaren."

Ich drückte seine Hand ein wenig fester und nickte, als sich direkt vor uns ein kleiner heller Lichtpunkt in der Luft zu bilden schien, der rasch größer wurde. Der Lichtschein war kein reines Weiß, sondern schien in tausenden und abertausenden Farben zu schimmern und zu wirbeln, und er weitete sich zu einem leicht wabernden Fleck auf bis er groß genug war, um uns beide nebeneinander hindurch zu lassen. Doch hinter diesem milchigen Schleier aus Licht war nichts zu erkennen.

Ich holte gewohnheitsgemäß tief Luft ehe mir einfiel, dass ich dafür ja überhaupt keine Verwendung mehr hatte. Dann warf ich einen letzten Blick zurück zu den Lichtern der Ortschaft. Von hier aus konnte ich das Haus mit unserer Wohnung nicht sehen, aber ich wusste in welcher Richtung sie lag.

Sie würden bereits mit dem Abendessen auf mich warten. Bestimmt würden sie sich Sorgen machen, wo

ich denn solange bleiben mochte. Vielleicht würden jetzt bereits die Männer von der Feuerwehr an der Tür klingeln... um ihnen zu erklären, dass sie mich gefunden hatten...

Ich sah ihr Gesicht vor mir. Fast konnte ich fühlen wie ihr die Tränen über die schmalen Wangenknochen rannen.

Zum letzten Mal fühlte ich nun eine unendlich tiefe Trauer in mir aufsteigen. Sie erhob sich von den Füßen bis zu meinen Kopf, dann löste sie sich mit einem leichten Kribbeln auf und stieg höher in die Schwärze des nachtblauen Himmels empor.

"Lebt wohl" formten meine nicht mehr existierenden Lippen lautlose Worte. "Ich liebe Euch. Für immer."

Dann spürte ich wieder die Wärme, die aus der Hand meines Begleiters in die Überreste meiner früheren Existenz strömte und blickte zu ihm hinüber.

"Bereit?" fragte ich ihn.

Er nickte wortlos und behielt immer noch das dünne Lächeln auf seinem weißen Gesicht, das in dem Licht vor uns sanft zu glühen schien.

Ich drückte fest seine Hand und trat gemeinsam mit ihm nach vorne in den Lichtschein hinein.

Unser Weg

Weißt Du noch?

Wir sind diesen Weg früher jeden Tag zusammen gegangen. Es war unser festes Ritual. Ganz gleich, bei welchem Wetter.

Du hast auf mich gewartet, jeden Mittag, viertel nach zwölf. Sobald ich von der Arbeit zurück war. Du standest bereits an der Tür und hast es kaum abwarten können, dass ich aus dem Auto steige. Ich habe Dich umarmt, und dann wir sind losgelaufen. Hinunter zur Hauptstraße, den Feldweg über die kleine Brücke und zwischen den alten Bauernhäusern hindurch.

Dann den Schotterweg, den Hügel hinauf zwischen den Kastanien und den mit Brombeerbüschen überwucherten Randstreifen entlang. Hier haben wir einmal den Fuchs getroffen, der uns neugierig gemustert hat, ehe er sich umdrehte und zwischen den grünen Zweigen wieder verschwand. Ob es wohl der gleiche war, der einmal unsere Mülltonne vor dem Haus umgeworfen hat?

Hinter der Kuppe über die Felder zu der Linde mit der alten Bank, an der die rote Farbe schon immer abgeblättert ist, egal wie oft die Gemeindemitarbeiter sie gestrichen haben.

Dort haben wir im Sommer immer Pause gemacht, weil es im Schatten des Baumes so schön kühl gewesen ist, wenn der Wind wehte. Und weil man über das kleine Tal blicken kann, hinunter zu unserem Ort. Über den Fluss, der sich durch die Wiesen schlängelt, und den Fußballplatz, der dahinter liegt und auf dem die Kinder gleich nach der Schule sich immer zum Spielen getroffen haben. Sie haben zu uns hinauf gewunken und ich zu ihnen zurück.

Dann sind wir weitergegangen, über den Weg mit den tiefen Fahrspuren der Traktoren, in denen nach dem Regen immer das Wasser stehen geblieben ist, und den Kuhlen, in denen die Spatzen im Sommer ihr Sandbad genommen haben. Als Du noch klein warst, bist Du immer auf sie losgestürmt und sie sind dann in einem aufgeregt zwitschernden Schwarm losgeflogen, haben über unseren Köpfen ihre Kreise gezogen bis wir uns schließlich entfernt hatten und sie sich wieder zum Wegesrand zurück gewagt haben. Später bist Du dann ruhig an ihnen vorbei getrottet, und sie haben Dich nur noch mit einem kritischen Blick aus ihren kleinen dunklen Augen gemustert - nicht, dass Du doch noch versuchen würdest, Dir einen von ihnen zu schnappen. Aber Du warst schon groß und gelassen und sie haben Dich nicht mehr sonderlich interessiert.

Im Gegensatz zu der Katze, die in dem ersten Haus auf der rechten Seite unten am Ortsrand gewohnt hat. An schönen Tagen lag sie oben auf dem Betonpfahl

der Gartentür und döste vor sich hin. Sie wusste, dort oben war sie sicher, Du konntest sie nicht erreichen, egal wie oft Du Anlauf genommen hast. Und so blickte sie nur zu Dir hinab und hat Dir zugesehen, wie Du versuchtest zu ihr hoch zu springen. Was Du wohl gemacht hättest, wäre es Dir gelungen? Warst Du neugierig auf sie? Du hast sie nie angeschimpft. Vielleicht wolltest Du immer nur ein wenig mit ihr spielen.

Wenn wir die Straße erreicht hatten, bist Du immer eng neben mir gelaufen und hast vorsichtig in alle Richtung Ausschau gehalten. Die großen Zugmaschinen mit ihren scheppernden Anhängern haben Dir Angst eingejagt. Kein Wunder, so wie die Fahrer durch unseren Ort gedonnert sind. Ich war froh, dass Du auf dem Gehweg nie wild herum gesprungen bist.

Die letzten Meter bist Du dann voraus gelaufen, um an der Haustür ungeduldig auf mich zu warten. Schließlich war es jetzt Zeit für das Mittagessen und das war für Dich immer eine Angelegenheit von größter Wichtigkeit. Man muss schließlich seine Prioritäten setzen.

Und danach? Wenn ein Termin anstand bist Du mit mir am Nachmittag zusammen losgefahren. An den anderen Tagen konnte ich zu Hause meine Berichte schreiben. Das war Dir das Liebste, denn Du konntest

entweder im Garten herumstöbern oder es Dir auf dem Sofa für ein Schläfchen zurecht machen. Natürlich mit Unterbrechungen, in denen Du mich nach einem kleinen Zwischensnack fragen oder eine kleine Streicheleinheit einfordern konntest.

Mehr als fünfzehn Jahre haben wir so zusammen verbracht. Bis Du plötzlich hast gehen müssen.

Seitdem verging kein Tag, an dem ich Dich nicht vermisst habe.

Kein Tag, an dem ich Mittags nicht unseren Weg gegangen bin.

Nun aber allein.

Über die kleine Brücke, den Hügel hinauf, über die Felder, zur roten Bank unter der Linde, den Feldweg vorbei an den Spatzen, die immer noch nach Dir Ausschau halten, wenn ich vorbeilaufe.

Und wenn ich an der Haustür ankomme, erwarte ich immer noch, all die Jahre lang schon, Dich dort stehen zu sehen, ungeduldig wartend, dass ich endlich die Tür aufschließe um mit Dir in die Küche zu gehen und Deinen Futternapf vor Dich auf den Fliesenboden zu stellen.

Ich weiß, eines Tages werde ich Dich wiedersehen, wie Du dort auf mich wartest.

Es wird ein schöner Tag sein. Denn dann werde ich bei Dir bleiben können.

Und wir werden nie wieder voneinander getrennt sein.

Die Prüfungen

Gerade als ich eine neue Schale mit frischem Wasser brachte, trat der Alte aus unserer Hütte. Er richtete die Kapuze des Umhangs, um seinen kahlen Schädel vor dem leichten Nieselregen der Nacht zu schützen, und tauchte beide Hände in den Regeneimer neben dem Türstock. Im Fackelschein konnte ich die Schlieren auf der Wasseroberfläche erkennen, die das Blut von seinen Fingern zurücklies. Als er sich wieder aufrichtete, warf er schweigend einen Blick auf mich und ich sah zu ihm hinauf, ebenso stumm, da ich nicht die richtigen Worte zu finden vermochte.

"Dein Bruder wird leben" brummte er schließlich, um der Situation die Spannung zu nehmen.

Die Klammer, die sich die ganze Zeit um mein Herz geschlossen hatte, fiel ab und ich fühlte mich mit einem Mal so leicht, dass ich hätte fliegen können. Schon wollte ich an ihm vorbei und durch die Tür, hinein zur Bettstatt, als seine Hand vorschnellte und meinen Arm umgriff.

"Lass ihn schlafen" sagte er kurz angebunden, jedoch mit einem sanften Ausdruck in seinem Gesicht. "Dein Vater ist jetzt bei ihm und es wird wohl nicht vor Sonnenaufgang sein, ehe er die Augen öffnet. Dann kannst Du zu ihm, und er wird sicherlich erfreut sein zu hören, wie sehr Du Dich um ihn gesorgt hast."

Für einen Moment stand ich da, unschlüssig auf die Türe starrend, neben dem Alten unter dem kurzen

Dachvorsprung unserer Hütte. Dann stellte ich die Schale vorsichtig auf den Hackstock neben der Holzbank, auf der sich der Heiler mit steifen Bewegungen niedergelassen hatte.

"Ich danke Euch, mein Herr" flüsterte ich von ganzem Herzen. Er hingegen brummte nur eine undeutliche Antwort in seinen grauen, kurzgeschorenen Bart, während er in seiner Gürteltasche kramte, um eine kleine Holzpfeife herauszuziehen. Den Stil zwischen die Zähne geklemmt, fummelte er einen kleinen Tabakbeutel hervor und stopfte seine Pfeife mit leicht verkniffenem Gesichtsausdruck. Das Aufblitzen des kleinen Schwefelhölzchens erhellte sein faltiges Gesicht und einen Moment später stieg dünner Rauch auf, zusammen mit dem süßlichen Geruch des Pfeifenkrauts. Dann hob er den Kopf und blickte mich an, immer noch vor der Tür stehend und ihn unverwandt ansehend.

"Möchtest Du etwas von mir?" fragte er schließlich leise in das Zirpen der Nachtgrillen hinein.

Ich zögerte, nestelte ein wenig an meinem Schürzenbund herum, nicht wissend, wie und wo ich beginnen sollte. Schließlich nahm ich meinen Mut zusammen und stellte meine Frage.

"Mein Herr... ich will Euch bitten... zeigt mir, wie ich eine Heilerin werden kann."

Im Fackelschein schien es mir, als würden seine Augen kurz funkeln und sein Mundwinkel schien für einen Moment zu zucken, als ob er amüsiert wäre ob

meiner Bitte.

"Und warum willst Du die Heilkunst erlernen, junge Frau?" antwortete er mir schließlich, ohne besondere Betonung, doch auch nicht abweisend, so dass ich es wagte, weiterzusprechen.

"Ihr habt Sigur vor dem Tode bewahrt." flüsterte ich. "Unsere Kräuterfrau hätte ihn nicht retten können und der Priester betete für ihn ohne Erfolg. Es war eine Fügung des Schicksals, dass Ihr auf Eurer Wanderschaft gerade jetzt in unser Dorf gekommen seid."

"Dein Bruder sollte sich zukünftig einfach von den Bärenspuren fernhalten" murmelte der Heiler, jedoch mehr zu sich als zu mir.

"Wenn Ihr weiterzieht, dann sind wir hilflos, wann immer wieder ein Unglück geschieht..." fuhr ich fort, doch er hob die Hand und unterbrach mich.

"...und so willst Du nun die Heilerin Eures Dorfes werden" beendete er den Satz für mich. "Weil Du weißt, dass ich in einigen Tagen meine Wanderschaft fortsetzen und nicht bei Euch verweilen werde."

Ich nickte.

"Werdet Ihr mich unterweisen?" fragte ich, ein wenig flehentlich, um seine Zustimmung zu erhalten.

Der Alte schickte zwei, drei Rauchwölkchen zum Nachthimmel, dann klopfte er neben sich auf die Holzbank als Zeichen, dass ich mich setzen sollte.

"Wie viele Sommer hast Du bereits gesehen?" fragte er, während er nachdenklich dem Rauch seiner Pfeife nachblickte.

"Vierzehn" gab ich zur Antwort, worauf er gedankenverloren nickte.

"In Deinem Alter ist es eigentlich schon an der Zeit, nach einem Gatten zu suchen und eine Familie zu begründen."

"Das eine schließt das andere doch nicht aus" antwortete ich ein wenig defensiv. Natürlich wusste ich, was von mir, von meiner Familie erwartet wurde. Doch als ich Sigur gesehen hatte, wie sie ihn aus dem Wald trugen, die Kleider voller Blut und das Gesicht bleich wie der Tod selbst, da hatte sich etwas in mir verändert. So sehr hatte ich um ihn gebangt, dass ich ähnliches niemals wieder hilflos miterleben wollte.

Eine Weile sagte der alte Heiler nichts, blickte nur schweigend geradeaus in die Dunkelheit unseres Dorfplatzes. Dann, plötzlich, ruckhaft, so dass ich ein wenig zusammenzuckte, drehte er seinen Kopf zu mir herum.

"Und Du bist nun bereit, eine Heilerin zu werden?" wollte er wissen.

Ich nickte eifrig.

"Ja Herr, das bin ich."

Er musterte mich für einen Moment, dann schüttelte er energisch den Kopf.

"Nein" sagte er. "Nein, das bist Du nicht."

Ich blickte ihn an, erschüttert durch seine unmissverständlichen Worte. Gewiss hatte ich mit Zweifeln seinerseits gerechnet, doch das er mir meine Bitte so klar abschlug, kränkte mich.

"Warum sagt Ihr das?" stammelte ich, doch er drehte den Kopf wieder nach vorn.

"Welchen Beruf übt Dein Vater aus?" sprach er nun, ohne auf meine Frage einzugehen.

"Er ist ein Soldat" antwortete ich verduzt ob des plötzlichen Themenwechsels. "Er steht im Dienst des Fürsten und ist einer der Wächter unseres Dorfes."

Der Heiler nickte.

"Dann wird er Dir sicherlich schon von der Prüfung des Kriegers berichtet haben?"

"Nein" gab ich zögernd zur Antwort. "Von solch einer Prüfung hat er uns nie erzählt."

Der Alte verlagerte sein Gewicht, drehte sich zu mir herum und blickte mich wieder direkt an.

"Du musst wissen" begann er zu erzählen, "ich war nicht immer ein Heiler. Bevor ich mich entschloss, diesen Weg einzuschlagen, verdingte ich mich als Kämpfer, wie schon zuvor mein Vater es getan hatte. Viele lange Jahre ist dies nun schon her. Man akzeptierte mich und ich bewährte mich als ein geschickter Bogenschütze. So teilte man mich einer Einheit zu, um die Grenze zu patrouillieren und die in unser Land eindringenden Horden des schwarzen Volkes abzuwehren.

An dem Morgen, an dem unsere Gruppe zum ersten Mal ausrücken sollte, lies uns der Scharführer in einer Reihe antreten und er fragte uns, ob wir bereit seien, für unser Volk und unseren König in den Kampf zu ziehen.

Und wir antworteten wie aus einem Munde laut mit einem schallenden JA.

Da ging er die Reihe ab und blickte uns nacheinander tief in die Augen. Und als er danach wieder vor uns hintrat, sagte er laut: *Nein, das seid ihr nicht!*

Und wir waren alle verwirrt, denn wir wollten doch in der Tat ausziehen und unsere Pflicht für unser Volk und unseren Fürsten erfüllen. Aber der Scharführer blickte uns erneut nacheinander an und sprach dann zu uns:

Ihr glaubt, dass ihr bereit seid, doch sage ich euch eines: erst wenn die Schlacht beginnt, erst wenn ihr den Feind auf euch einstürmen seht, mit gezogenem Schwert auf euch eindringend, begierig euch in Stücke zu hacken - erst dann werdet ihr erfahren, ob ihr bereit seid, eure Waffe zu ziehen und sie auf sein Haupt niedergehen zu lassen, seinen Leib mit dem Speer zu durchbohren oder ihm seinen Hals aufzuschlitzen. Oder ob euch bei seinem Anblick doch die Furcht übermannt, ihr Schwert und Schild fallen lasst und euer Heil in der wilden Flucht sucht. Erst dann werdet ihr erfahren, ob ihr die Prüfung besteht und bereit seit - oder nicht.

Und dann lies er uns losziehen und wir begegneten dem Feind in den Marschen. Und wir erfuhren, ob wir bereit waren und die Prüfung bestehen konnten, ganz so wie er es uns gesagt hatte."

Der Alte fiel in Schweigen, zog ein paar Mal an seiner Pfeife und ich wagte nicht, ihn in seinen Gedanken zu

stören, auch wenn ich nicht begreifen konnte, warum er mir diese Geschichte erzählte.

"Ich bestand die Prüfung an diesem Tage" sprach er schließlich weiter. "Doch wandte ich mich später ab vom Kriegshandwerk und erlernte die Künste des Heilens. Und ich stellte fest, dass dieser Entschluss weitere Prüfungen mit sich brachte, drei an der Zahl, und eine jede weitaus schwerer als die, welche ich als Krieger zu bestehen hatte." Erneut schwieg er und blickte mich an.

"Soll ich Dir von diesen Prüfungen berichten?" fragte er schließlich.

Ich zögerte. Über Prüfungen, die zu bestehen waren, um eine Heilerin zu werden, hatte ich nicht nachgedacht. Doch wollte ich nun nicht unsicher erscheinen. Also nickte ich schweigend, und versuchte, seinem forschenden Blick standzuhalten.

Der Heiler nahm einen weiteren Zug aus seiner Pfeife und lehnte sich mit seinem Rücken an die Wand unserer Hütte.

"Die erste Prüfung" begann er, und er sah mich ernst an während er sprach, "ist die Prüfung der Entscheidung. Wenn der Krieger das Schlachtfeld verlässt, betritt es der Heiler. Und er sieht die Toten und die Verletzten und Verwundeten, mancher von ihnen sich krümmend vor Schmerz, der andere schon daliegend im Delirium, kaum noch fähig zu stöhnen. Und sie alle warten auf Hilfe, doch Du bist allein.

Und musst nun entscheiden: wem hilfst Du als erstes,

als zweites und wem zuletzt? Wer wird Dank Deiner Kunst überleben und zu seiner Familie zurückkehren, die in ihrem Glück ihren Vater, ihren Bruder, ihren Onkel zurückerhalten und Dir ewigen Dank dafür versprechen? Und für wen wird es zu spät sein, bis Du zu ihm gelangst, und dessen Familie in Kummer und Gram den Verlust beklagt und mit ihrem Los hadert?

Und Du bedenkst, was wird noch alles geschehen durch Deine Entscheidung? Der eine, gerettet, mag zu späterer Zeit Schlechtes bewirken, während derjenige, welcher sterben musste, vielleicht gutes getan hätte in seinem Leben. Deine Wahl bestimmt die Zukunft von wenigen oder vielen.

Doch darf Dich dieses Wissen nicht zögern lassen. Wie wirst Du entscheiden? Denn entscheiden musst Du, ansonsten wird keiner von ihnen die Nacht überstehen."

Er schwieg und blickte mich unverwandt an, während seine Worte in mich einsanken. So hatte ich es noch nie betrachtet. Doch noch während ich zögerte, etwas zu erwidern, fuhr der Alte fort mit seiner Erklärung.

"Diese erste Prüfung ist die leichteste" erklärt er nun nach einem weiteren Zug aus seiner Pfeife. "Doch die zweite Prüfung wartet, und dies ist die Prüfung des Scheiterns. Trotz all Deiner Kunst und Fertigkeit, all Deines Wissen und Deiner Erfahrung mag es wohl geschehen, dass Dein Patient noch unter Deinen Händen seinen letzten Atemzug tut und auf die andere Seite des Spiegels wechselt.

Und Du erhebst Dich von seinem Lager, hinter Dir seine Familie, bis zuletzt um ihn bangend und nun beraubt all ihrer Hoffnung. Und sie sehen ob ihrem Verlust nun einer ungewissen Zukunft entgegen, da ihr Beschützer, ihr Ernährer von ihnen gegangen ist und sie nicht wissen, wie es für sie weitergehen soll.

Und in ihrem Schmerz werden sie weinen und mit dem Schicksal hadern, und mach einer wird sich laut gegen Dich wenden und Dir Schuld zuweisen, dass Du nicht in der Lage gewesen, den Vater oder den Bruder zu retten. Und Du wirst schweigen und Dich fragen, ob er nicht Recht damit hat, da es doch offensichtlich Dein Versagen war, welches die Familie nun ihrer misslichen Lage überantwortet."

Erneut schwieg er und blickte mich an, eine Reaktion erwartend. Und wieder wusste ich nicht, was ich sagen sollte. Was er mir beschrieben hatte, lies mich auf Sigurs Schicksal zurückblicken und ich fühlte, wie sich Tränen in meinen Augen sammelten.

Die Pfeife des Heilers war erloschen und behutsam klopfte er die Asche am Rand der Holzbank aus. Nachdem ich weiter schweigend neben ihm verharrte, räusperte er sich kurz und setzte wieder zu sprechen an.

"Beide Prüfungen zu bestehen ist schwer" erklärte er leise. "Doch schwerer noch ist die dritte Prüfung, der sich der Heiler gegenüber sieht. Und dies ist die Prüfung der Gnade."

Der Ton seiner Stimme war bedeutungsschwer und

ich blickte auf meine Hände. Mit einem Mal war ich unsicher, ob ich von dieser dritten Prüfung erfahren wollte. Doch er fuhr nun fort, ohne zu zögern und ohne mich zu schonen.

"Wenn der Heiler zur Krankenstatt gerufen wird, mag es sein, dass er sich über den Patienten beugt und erkennt: keine Macht der Welt ist mehr in der Lage, diesem Menschen Heilung zuteil werden zu lassen. Und ohne dass der Mann vor ihm noch ein Wort zu sprechen vermag, liest der Heiler in seinen Augen, wie dieser ihn um seine Hilfe anfleht. Doch nicht um Heilung, sondern darum, kein weiteres Leid ertragen zu müssen."

Ich spürte, wie bei diesen Worten mir die Tränen über das Gesicht rannen.

"Dann wird der Heiler sich beweisen müssen" drang seine nun flüsternde Stimme in mein Ohr, "und dem Menschen seinen letzten Wunsch erfüllen. Wäre man Krieger, könnte man sein Schwert zücken und mit einem schnellen Streich den Leiden des Mannes ein Ende bereiten. Doch hinter dem Heiler steht die Frau, die Tochter, der Sohn des Kranken, und sie hoffen auf ein Wunder, welches der Heiler vollbringen soll.

Und so bringt der Heiler dem Todgeweihten einen Trank ein, ein Gift des schmerzlosen Todes, und er hält dem Mensch die Hand bis er seinen letzten Atemzug getan. Und dann wendet sich der Heiler zu der Frau und den Kindern und muss ihnen zum Trost erklären, dass dies kein Gift, sondern ein Heilungs-

trank gewesen, der doch nicht geholfen habe. Und er muss nicht nur ihren Schmerz und Kummer ertragen, sondern sein Gewissen und seine Seele mit seinem Tun und der Lüge beladen."

Der Alte schwieg und in der nächtlichen Stunde war wieder nur das Zirpen der Grillen zu hören. Gewiss sah er im Schein der Fackel, wie ich mit meinen Tränen kämpfte.

"Der Krieger kann in seiner Prüfung sich helfen lassen" hörte ich ihn erklären, und es klang fast als spräche er nun wieder nur zu sich selbst. "Seine Verbündeten sind Furcht, Zorn und Hass, die ihm das Heft in die Hand drücken und ihn sich in die Schlacht stürzen lassen. Doch der Heiler hat keine Hilfe zu erwarten. Vielmehr hindern ihn Mitgefühl und Zweifel daran, die Prüfungen zu bestehen. Und selbst wenn er sie einmal bestanden hat - er wird sich ihnen gegenübersehen, immer und immer wieder."

Ich spürte, wie er seine zittrige Hand auf die meine legte und die Wärme in seinem Blick spendete mir auf eine eigene Art und Weise Trost. So saß ich neben ihm und meine Gedanken leerten sich bis ich das Gefühl hatte, selbst in der Schwärze der Nacht zu versinken.

Irgendwann lies er meine Hand los, verstaute seine kalte Pfeife wieder in seiner Tasche und erhob sich mühsam, auf seinen Stock gestützt. Ein, zwei Schritte tat er, dann wandte er sich nochmals um.

"Es ist spät, und Dein Tag war lang. Geh nun zu Bett, ich will das gleiche tun. Bei Sonnenaufgang werden

wir uns wiedersehen. Dann will ich nicht von Dir hören, ob Du bereit dazu bist, eine Heilerin zu werden. Doch werde ich Dich fragen, ob Du bereit bist, Dich den drei Prüfungen zu stellen. Und wenn Du Dich dazu entschlossen hast, dann will ich Dich lehren, was ich weiß und Dir erklären, welches Kraut gegen welches Leiden hilft, wie Du eine Wunde versorgst und wie Du Tränke und Salben herstellen kannst. Und am folgenden Tage werde ich dann weiterziehen und Du wirst erfahren, ob Du die drei Prüfungen bestehen kannst oder nicht."

Er zögerte einen Moment, dann fügte er noch hinzu: "Wenn es Dich tröstet: vielen Prüfungen wirst Du im Leben begegnen, denn das Schicksal ist für jeden von uns ungewiss und gar vieles kannst Du nicht fernhalten von Dir, gleich welchen Weg Du beschreiten wirst. Und einige Prüfungen wirst Du zu schwer für Dich finden. Doch mindert dies nicht, was Du bist und was Du tun kannst, um anderen zu helfen."

Dann wandte er sich ab und trat hinein in die Dunkelheit, um den Dorfplatz zu überqueren und in der Scheune auf der anderen Seite sein Nachtlager aufzusuchen. Ich hingegen blieb noch eine Zeit lang auf der Bank sitzen und dachte über seine Worte nach, unfähig einen Entschluss zu fassen.

Schließlich erhob ich mich und trat leise durch die Tür in unsere Hütte. Sigurs Atemzüge klangen durch das Dunkel herüber und ich sah den Schemen meines Vaters, immer noch an seinem Lager sitzend, doch

erschöpft selbst in Schlaf versunken.

Leise, um beide nicht stören, schlich ich auf Zehenspitzen zu meiner Bettstatt und kroch unter die Decke.

Doch blickte ich noch lange durch das Fenster hinaus in den mit Sternen bedeckten Himmel und meine Gedanken kreisten um die Prüfungen, die mir der Heiler beschrieben hatte.

Das Meer

Das Quietschen der vielen Räder auf den Schienen mischte sich mit dem Geschrei der Möwen, als er erwachte. Mühsam sich aufrichtend, streckte er steif die Arme und Beine im Sitzen durch das leere Abteil des Zuges, ehe er sich die Augen rieb und einen Blick aus dem Fenster warf. Die Morgensonne schien hell auf die Pier und glitzerte auf den ruhigen Wellen des Meeres, über dem ein klarblauer Himmel prangte und einen herrlichen Tag ankündigte.

Für einen kurzen Moment schloss er noch einmal seine Augen und lauschte den Rufen der Meeresvögel, die weißgefiedert zwischen dem Anleger mit der bereits wartenden Fähre und der Wasseroberfläche dahin schossen. Wie lange war es her, dass er zum letzten Mal das Meer gesehen hatte? Wie sehr hatte er es vermisst...

Das Schlagen der Waggontüren mahnte ihn, sich zu beeilen. Die wenigen Fahrgäste, die mit ihm in diesem Nachtzug bis zur Mole gefahren waren, waren bereits ausgestiegen. Er griff sich seinen kleinen Rucksack aus dem Gepäcknetz über ihm, schob die Abteiltür auf und schritt schnell den Gang entlang zum vorderen Ausstieg.

Als er draußen auf dem Bahnsteig stand sog er die salzige, frische Meeresluft tief in die Lunge ein. Eine kleine Träne sammelte sich in seinem Augenwinkel. Es umgab ihn wieder das lang vermisste Gefühl des

Friedens, der Kraft und der Ruhe, die er in seinen Gedanken immer mit diesem Ort verbunden hatte.

Die vier oder fünf anderen Fahrgäste betraten gerade das Terminal am Fähranleger. Er warf einen kurzen Blick auf seine Armbanduhr und beeilte sich, ihnen zu folgen. Das Schiff würde bereits in knapp zehn Minuten ablegen.

Hinter den sich zischend schließenden Schiebetüren wurde der Morgen abrupt ausgeblendet. Zwischen den maritimen Andenken in den zahlreichen Glaskästen und der breiten, zur Gaststätte im Obergeschoss führenden Treppe verlor sich der Tresen mit dem Fahrkartenverkauf beinah. Die Verkäuferin blickte ihn fast ein wenig verwundert an, als er zu ihr hinüberschritt.

"Einzelfahrt oder Tagesticket?" fragte sie ihn.

Er zögerte kurz.

"Tagesticket" sagte er dann und griff in seine Jackentasche, um den Geldbeutel hervorzukramen.

"Achtneunzig" sagte die Dame hinter dem Tisch, während sie ein paar Mal auf die Tastatur des Computers hämmerte und dadurch den Fahrschein drucker zum Leben erweckte. Er reichte ihr das abgezählte Fahrgeld, worauf sie ihm das Ticket über die Platte schob.

"Die Kurtaxe müssen Sie im Inselhaus noch nachzahlen!" ermahnte sie ihn mit leicht erhobenem Zeigefinger, fast wie eine strenge Lehrerin, die einen ihrer Schüler beim Schummeln ertappt hat.

Er nickte beflissen. "Danke" sagte er nur.

Sie nickte mit der Andeutung eines leichten Lächelns zurück und widmete sich wieder dem Stoß Papieren, die auf der Tischplatte lagen.

Er schob sich Geldbeutel und Fahrschein in die Tasche, warf sich dann den Rucksack über die Schulter und wandte sich zum Ausgang. Im Wunsch, schnellstmöglich wieder draußen zu sein, ging er so eilig darauf zu, dass der nur verzögert reagierende Türsensor ihn kurz zum Anhalten zwang, bevor die Flügel wieder weit genug geöffnet waren um ihn durchzulassen.

Der salzige Duft des Windes und die Möwenschreie umfingen ihn wieder. Augenblicklich verlangsamte er seine Schritte und ging gemächlich über die Holzplanken des Passagieraufgangs nach oben. Rechts von ihm schob sich bereits die stählerne Plattform zum Fahrzeugladerraum zurück, dann senkte sich ebenfalls langsam unter dem lauten Surren der Motoren die Bugnase der Fähre nach unten, um das Parkdeck wieder zu verschließen.

Ein Steward wartete bereits am Ende des Laufgangs auf ihn, ließ sich kurz den Fahrschein zeigen und winkte ihn dann mit einem knappen "Moin" an Bord. Boden und Reling zitterten, als tief im Schiffsinernen die Maschinen angelassen wurden. Er blieb für einen kurzen Moment stehen und legte beide Hände auf das stählerne Rohr des Geländers. Ein kurzes Dröhnen erklang aus dem Schiffshorn, dann wurden Motor-

geräusche und Vibrationen stärker, das Wasser wühlte sich rechts von ihm am Heck auf und die Fähre begann sich langsam, Meter um Meter, vom Anleger wegzuschieben.

Er blickte nach unten und sah das schaumige, grün-graue Wasser am Schiffsrumpf vorbeiströmen. Die Pier mit dem dort immer noch stehenden Zug wich zurück und unter dem Legen des Ruders drehte sich das Schiff seitlich ab, bis es fast parallel zu dem Fähranleger stand. Für einen kurzen Moment sank das Motorengeräusch, als die Schrauben umgekuppelt wurden. Dann schließlich begann das Schiff in einer weiten Kurve nach Backbord Fahrt aufzunehmen und steuerte seinen Kurs zwischen auf den Wellen tanzenden Bojen auf das Meer hinaus.

Einige Möwen lösten sich vom Festland und begleiteten die Fähre ein Stück. Sie flogen hin und wieder dicht an ihn heran, so dicht, dass er die kleinen, schwarz glänzenden Knopfaugen sehen konnten, die ihn neugierig zu mustern schienen. Vielleicht warteten sie der Erfahrung der vergangenen Saison folgend darauf, dass er ihnen Brotstücke oder auch andere Leckereien zuwarf, welche sie dann blitzschnellen Flügelschlages im Sturzflug auffangen würden, noch ehe die Brocken die Wasseroberfläche berührt hätten. Doch er hatte nichts für sie und bei diesem Gedanken verspürte er ein aufrichtiges Bedauern. Schließlich drehten die Vögel mit einem anklagend-traurigen Krächzen bei, um wieder zu ihren Artgenossen am

Anleger zurückzukehren.

Mit einem Seufzen stieß er sich von Reling ab und drehte sich zum Eingang um. Die genietetete Tür mit dem runden Bullauge führte ihn zu der steilen Abstiegstreppe in das Innere des Decks.

Als erstes betrat er den Toilettenraum der Fähre. Während er am Waschtisch vor der großen Spiegelwand stand, musterte er sich aufmerksam.

Du bist alt geworden, dachte er bei sich, als er sein stark zurückgewichenenes Haar glattstrich, was bei den vielen Falten in seinem Gesicht jedoch nicht möglich war. *Aber Du siehst nicht halb so alt aus, wie Du Dich fühlst.*

Er kramte seinen kleinen Kulturbeutel aus dem Rucksack und breitete den Inhalt - Zahnpasta, Zahnbürste, Reiseseseife, Waschlappen und Rasierapparat - auf dem Waschtisch aus. Sorgfältig wusch er sich, putzte die Zähne und schnitt die dünnen Stoppel seines Barts zurück.

Kein großer Unterschied, dachte er, als er danach erneut sein Gesicht im Spiegel musterte. *Fünfundvierzig Jahre alt, und Du siehst aus wie ein Sechzigjähriger. Was ist in all den ganzen Jahren nur mit Dir passiert?*

Er brauchte sich keine Antwort auf seine Frage zu geben. Er wusste sie schon.

Stück für Stück schob er die Reiseutensilien zurück in den Kulturbeutel und zog den Reißverschluss der Tasche zu. Dann bückte er sich und stellte ihn unter dem Waschtisch neben den dort an der Wand festge-

schraubten Abfallbehälter. Einen letzten prüfenden Blick in den Spiegel, dann verließ er die Herrentoilette und betrat den gegenüberliegende Gasträum.

Diese Fähre war nicht so alt wie die, auf der er beim letzten Mal - vor so vielen Jahren - zur Insel gefahren war, aber die Einrichtung folgte immer noch den gleichen, praktischen Prinzipien. Viele Tische und Sitzbänke waren in dem großen Raum angeordnet, am Boden fixiert, um auch bei starkem Seegang sicher an ihrem Platz zu bleiben. An der einen Seite, neben dem Durchgang zur Kombüse, die Essensausgabe. Und zu allen Seiten, mit Ausnahme der Stahlwand hinter ihm, die großen Fenster mit dem Blick auf das nun von allen störenden Landmassen befreite, strahlende Meer.

Die Überfahrt würde knapp neunzig Minuten dauern und der Hunger regte sich in ihm. Er ging über den sanft im Seegang schwankenden Boden zur Theke und bestellte sich bei dem dort wartenden Steward ein Frühstück - Kaffee mit Sahne, zwei warme Brötchen, Butter, Aufstrich und ein Ei. Das alles trug er vorsichtig auf seinem Tablett zu einem der vielen freien Tische hinüber.

Während des Essens ließ er seinen Blick durch den Raum schweifen. Die anderen Fahrgäste kannten sich anscheinend, denn sie saßen zusammen an einem der Tische auf der Steuerbordseite und unterhielten sich leise. Tagesarbeiter auf der Insel - oder vielleicht auch Insulaner, die nach einer Woche auf dem Festland mit der Samstagsfähre nach Hause zu ihren Familien

zurückkehrten? Eines der Gesichter kam ihm bekannt vor - hatte er den Mann vielleicht vor langer Zeit, beim letzten Urlaub, schon einmal gesehen?

Nachdenklich nippte er an seinem Kaffee und blickte durch die Fensterfront zu seiner Linken auf das Meer hinaus. Selbst der Geschmack des Kaffees erinnerte ihn an damals. Sicher lag es an dem Salz, das einen hier an der Küste unweigerlich umgab. Genauso wie der Sand auf der Insel.

Wieder erfüllte ihn das Gefühl, heimzukehren. Dabei hatte er niemals hier gelebt.

Wann war er das erste Mal hierher gekommen? Zwanzig Jahre musste das nun schon her sein... das war der erste gemeinsame Urlaub mit Sonja gewesen. Da hatten sie sich gerade erst kennengelernt und sie hatte ihm von der Insel vorgeschwärmt, auf der sie als Kind mit ihren Eltern die Ferien verbracht hatte. Sie hatte ihn dazu überredet, mit ihr zusammen hinzufahren und als er nach der langen Fahrt von der Fähre gegangen war, da hatte er sich sofort in diesen Fleck Land im Meer verliebt... das raue Klima, der salzige Wind, die kleinen Kaninchen, die ohne Scheu vor den Touristen zwischen den Büscheln des Dünengrases über die Parkplatzflächen gehoppelt waren... und die Möwen.

Ja, die Rufe der Möwen. Sie waren für ihn immer ein Ton der Freiheit, der Unbekümmertheit gewesen.

Als sie nach einer Woche wieder zurückfahren mussten - ja, mussten - da hatte er mit Tränen in den

Augen am Fähranleger gestanden. Die ganze Zugfahrt zurück und noch Wochen später hatte er den Geruch und den Geschmack des Salzes vermisst. Aber am meisten diese Vögel...

Der kalte Kaffee in der Tasse, die er beim Nachdenken die ganze Zeit vor seinen Mund in der Luft gehalten hatte, rief ihn in die Gegenwart zurück. Er erhob sich um das Tablett zur Essensausgabe zurückzutragen und verließ danach den Gastraum um, mit ungeduldig zuckenden Händen, die Treppe nach oben zur Sitzplattform zu steigen.

Der Fahrtwind umfing ihn und lies seine Jacke um seine Brust schlagen. Hinter und über ihm lag die Brücke, dahinter erhob sich der Schlot der Fähre und die im Wind flatternden Wimpel. Durch die getönten Scheiben glaubte er die Umrisse des Kapitäns oder des Steuermanns erkennen zu können. Aber gleich darauf richtete er seinen Blick wieder nach vorne. Er ging bis zur Reling und sah über den Bug hinaus auf das wild wogende Wasser. Am Horizont war bereits der dünne Streifen der Insel erkennbar, zusammen mit den Strichen der dort aufragenden, einzelnen Hotels im Südpunkt. Begierig hielt er die sich langsam näher schiebende Silhouette in seinem Blick.

Das war auch ein Grund gewesen, warum er sich so in diese Insel verliebt hatte. Abgesehen von der schmalen Promenade direkt am Fähranleger gab es keine großen Gebäude, die vier kleinen Ortschaften bestanden nur aus reetgedeckten Häusern, in denen die Eigentümer

größtenteils selbst lebten. Jedes Haus hatte ein oder zwei Gästezimmer, in jeder Ortschaft gab es ein Restaurant, und an der Nordspitze gab es noch das Inselhaus und ein kleines Kino, doch ansonsten war die Insel für den großen Tourismus nie erschlossen worden. Zwei Fischkutter fingen jeden Tag, was frisch vor Ort zubereitet wurde, ein Ausflugsschiff brachte die Gäste zu den Seehundbänken oder für einen Tag zu einer der Halligen weit draußen auf dem Meer. Der Leuchtturm, die Inselkirche mit dem Friedhof der namenlosen Seeleute, die alte Windmühle... das waren die großen Attraktionen. Wer auf diese Insel kam, der kam wegen der Ruhe und der Natur... den Pfahlwegen durch die weiten einsamen Dünen bis zum Strand auf der Westseite, den Kaninchen und den Zugvögeln. Bei Ebbe zog sich der Sand fast tausend Meter breit vom Dünengras bis zum Schaum der See, bei Flut füllten sich die vielen Priele und das Meer kam bis auf knapp fünfhundert Meter herauf. Auf diesem Strand konnte man bei Hochsaison sein Handtuch ausbreiten und war immer noch zwanzig oder dreißig Meter vom nächsten Badegast entfernt. Man konnte hier in der Illusion versinken, allein zwischen Land und Meer zu liegen, nur mit der wundervollen, rauen Natur um sich herum. Die Saison war nun seit einer knappen Woche vorbei. Die letzten Badegäste würden sich zwischen Dünen und Meer verlieren.

Immer schneller kam der Fähranleger näher und er konnte bereits die einzelnen Fenster der Häuser sehen.

Kein Mensch war auf der Pier zu sehen. Wer jetzt auf der Insel war, der lebte hier und würde auch hier bleiben. Wie oft hatte er bei sich überlegt, selbst hierher zu ziehen. Irgendwo in einem der Geschäfte zu arbeiten, zu kellnern... er hätte alles getan, nur um an diesem wunderschönen Fleckchen Erde zu leben.

Aber es war nur ein Traum... am Ende hatte er es sich eingestehen müssen. Spätestens als Tobias geboren worden war. Es gab hier keine Möglichkeit, sesshaft zu werden, einen Job zu ergattern. Außerdem hätte Sonja niemals auf die Insel ziehen wollen. Für den Urlaub, ja... aber nicht auf Dauer. Und zuletzt hatte sie lieber Ferien in Italien oder Spanien gemacht, wo es wärmer war und sich mehr Abwechslung bot.

Und heute? Gab es jetzt vielleicht die Möglichkeit dazu, hierher zu kommen... und zu bleiben?

Nein.

Das war jetzt nur noch Vergangenheit. Zu weit entfernt von der alten Realität. Ein kurzer Moment der Hoffnung als Sieg über die Erfahrung.

Außerdem... warum sollte er diesen Schritt jetzt überhaupt noch in Erwägung ziehen? Er war gekommen. Er würde auch hierbleiben. Aber nicht auf Dauer. Außer für immer.

Als die Fähre anlegte stand er immer noch oben und blickte von der Reling hinunter. Erst als das Zittern der Schiffsdiesel erstarb richtete er sich auf und ging die steile Treppe nach unten. Der Steward wünschte ihm im Vorübergehen noch einen schönen Tag, den er

gedankenverloren erwiderte.

Der Stahl der Rampe wippte leicht unter seinen Schritten. Dann stand er auf dem Pflaster und blickte über den leeren Parkplatz vor dem Anleger. Kein Kaninchen zeigte sich. Vermutlich wussten auch sie, dass der große Besucherandrang nun vorbei war. Es lohnte sich nicht mehr, nach fallengelassenen Essensresten zu suchen. Die Möwen jedoch hatten ihre Hoffnung noch nicht aufgegeben. Schreiend kreisten sie am Himmel oder hockten erwartungsvoll auf den Betonpollern.

Langsam ging er die Straße hinauf und genoss die Wärme der aufsteigenden Spätsommersonne. Das "Steuerrad" war immer noch da. Auch die kleine Eisdiele neben dem Andenkenladen gab es noch, aber die Schirme waren bereits abgebaut und die Tische weggeräumt worden. Er suchte eine Postkarte aus dem Ständer, ein Motiv der Insel mit dem Leuchtturm über dem unendlich weit erscheinenden Dünenstrand.

All die Jahre hatte er Tobias diese Landschaft zeigen wollen, doch am Ende waren sie in ihren wenigen Urlauben immer woanders hingefahren. Es schmerzte zu wissen, dass diese Chance nun vergeben war. Vielleicht würde sein Sohn irgendwann eines Tages noch einmal die Insel besuchen - ohne ihn.

Er stöberte ein wenig in dem gerade erst geöffneten Laden herum und entschied sich für ein Fotobuch, in welchem der Inhaber selbst über Jahre hinweg die verschiedenen Tiere auf Bildern festgehalten hatte.

Dann legte er noch einen kleinen Seehund aus Plüsch dazu und schob alles zusammen mit einem billigen Kugelschreiber auf den Tresen.

"Na, Sie kommen aber spät im Jahr" bemerkte der Verkäufer, während er die Preise der Artikel in die Kasse eintippte. "Die meisten Leute sind schon weg."

"So hat man mehr Ruhe, die Natur zu genießen" sagte er und zog seinen Geldbeutel hervor.

"Na, die haben Sie bei uns auch sonst" kommentierte der Mann, als er das Wechselgeld heraus kramte. "Bei uns kommt man noch her, um sich auszuruhen."

"Ich weiß" lächelte er. "Genau deswegen bin ich hier."

Er hob die Hand zum Gruß, als er die Tragetasche nahm und den Laden verließ. Sein nächster Weg führte ihn schräg über die Straße zu dem kleinen Supermarkt, dem einzigen auf der ganzen Insel, wo er sich zwei Flaschen Cola und eine Flasche Whiskey kaufte. Dann wartete er an der Haltestelle auf den Inselbus um neun Uhr und fuhr bis zur Endhaltestelle an der Nordspitze der Insel.

Hier hatten sie ein Zimmer gehabt... er und Sonja, damals, vor zwanzig Jahren. Im Gästehaus neben dem Inselzentrum, am Ende des Strandwegs. Das Schild "Strunwai" hing immer noch am Ende der Asphaltstraße, wo der durch die Dünen zum Strand führende Holzweg begann. Hier hatte sich kaum etwas verändert. Vielleicht war das Haus dort drüben neu gestrichen worden und das Gästehaus gegenüber hatte

ein neues Reetdach bekommen. Doch es blühten wie damals schon die Rosen in den kleinen Gärten, rankte sich der Efeu über die Bögen an den niedrigen Gartentürchen, schwankten die Baumkronen des kleinen Wäldchens zwischen Ort und Dünen im Wind.

Er betrat das Kurhaus und zahlte die Kurtaxe für einen Tagesaufenthalt. Im Gegenzug erhielt er eine Übersichtskarte der Insel, die er zu den anderen Einkäufen in die Tragetasche schob.

Dann zog er am Ende des Strunwais seine Schuhe und Strümpfe aus und steckte sie in seinen Rucksack. Barfuß ging er über die sandigen Holzbohlen des Weges die sich, vom Sonnenschein erwärmt, so unglaublich angenehm anfühlten. Nach knapp hundert Metern wich das kleine Wäldchen neben ihm bereits zurück und gab den Blick auf die herrliche, mit Buschgras überzogene Dünenlandschaft frei. Nichts war hier zu hören, außer dem Rascheln des Windes, der die Halme sanft hin und her bewegte, und den Vogelstimmen. Und durch all das deutete sich das leise Rauschen der Brandung jenseits der Sandhügel an.

Er folgte dem Holzweg bis zu dem kleinen Strandhäuschen, das zu seiner Überraschung noch immer geöffnet hatte. Mit einer großen Tasse heißer Schokolade mit Rum, die man auf der Insel als "tote Tante" kannte, setzte er sich auf einen der wenigen Stühle der kleinen Holzveranda. Hier, auf der letzten Düne, füllte sich der Horizont mit der Weite des

blauen Ozeans und gab den Blick bis ans Ende der Welt frei.

Er saß da und ließ seine Augen immer und immer wieder über die Kimm wandern, während der Wind durch seine Haare fuhr. Er starrte hinaus auf das Meer als wollte er sich den Anblick für alle Ewigkeit in seine Netzhaut einbrennen. Hier war er fast völlig allein mit der Natur, nur hin und wieder erinnerte ihn das leise Klappern aus der Küche daran, dass er auf der Terrasse des Standhäuschens saß.

Der Betreiber blickte auf, als er an die Durchreiche trat.

"Nehmt Ihr hier immer noch Post an?" fragte er.

"Klar" gab ihm der Koch zurück. "Postkarten und Briefe. Ich hab sogar noch 'n paar kleine Schachteln da, wenn Sie am Strand 'ne Muschel oder 'n Seestern finden."

Er lies sich eine Schachtel in der Größe eines Schuhkartons geben und steckte sie entlang der Faltnlinien zusammen. Das Buch mit den Bilder blätterte er kurz durch und betrachtete die Aufnahmen der Seehunde, die sich auf den Sandbänken im Meer sonnten, die zwischen den Gräsern kauern den grauen Kaninchen und die auf ihren Nestern brütenden Möwen im Sand, ehe er es zusammen mit dem Plüschseehund und der Inselkarte in die Box legte.

Dann zog er die Postkarte und den Kugelschreiber hervor, rückte den Stuhl näher an den kleinen Klapp-tisch heran, und begann zu schreiben.

*Lieber Tobias,
ich wünsche Dir alles Gute zu Deinem zehnten
Geburtstag. Das ist ein wichtiges Alter und es tut mir
leid, dass ich heute nicht bei Dir sein kann, aber ich
hoffe, dass Du viel Spaß beim Ausflug in den Freizeit-
park und bei der Feier mit Deinen Schulfreunden
haben wirst. Morgen werdet Ihr zusammen ja mit
Hermann unterwegs sein, deswegen hat Deine Mutter
gemeint, dass ich dieses Wochenende nicht zu Euch
kommen kann. Ich schicke Dir deshalb Dein Geschenk
per Post und lege etwas dazu, um das sich die
nächsten Jahre noch Deine Mutter kümmern wird, das
Du später aber sicher gut gebrauchen kannst.*

*Es tut mir leid, dass ich nicht so für Dich da sein
konnte wie ich es mir gewünscht habe. Aber ich hoffe,
Du kannst mir verzeihen. Manche Dinge im Leben
funktionieren nicht so, wie man es sich vorgestellt hat.*

*Ich wünsche Dir alles erdenklich Liebe und für Deine
Zukunft Glück, Zuversicht und Erfolg.*

Dein Papa

Er zog das blaue Sparbuch aus der Innentasche seiner Jacke hervor. In die erste Seite legte der die Postkarte, die immer noch ein wenig über den Rand herausragte. Alles wanderte in die Schachtel zu den anderen Sachen, und er rutschte den Inhalt ein paar Minuten ein wenig ungeschlüssig herum bis er sicher war, alles sicher für den Transport verstaut zu haben. Dann bat er

den Betreiber des Strandhäuschens um etwas Klebeband, schnürte das Päckchen fest zusammen und schrieb die Adresse darauf, ehe er damit wieder zu der Durchreiche trat.

"Kein Absender?" fragte er Mann, als er einen Blick darauf warf.

"Nicht notwendig" antwortete er und reichte einen Geldschein nach innen. "Stimmt so".

"Ich danke" kam es als Antwort zurück, aber da hatte er sich schon umgedreht und ging auf die Treppentufen zu, die von der Düne hinunter zum Strand führten. Die drei Flaschen hatte er in seinen Rucksack gesteckt. Die leere Tragetasche stopfte er in den aufgestellten Müllbehälter.

Es war halb Elf, wie er mit einem Blick auf seine Armbanduhr feststellte, und die Flut hatte bereits eingesetzt. *Erstaunlich, wie präzise diese Naturgewalten arbeiteten, sagte er bei sich. Auf sie ist Verlass, sie kommen und gehen ohne sich durch irgendetwas abhalten zu lassen. Wenn nur alles im Leben so wäre...*

Langsam ging er über den Sand auf das Meer zu. Je weiter er auf die Brandung zulief, desto stärker fühlte er das Beißen der Sandkörner, die vom Wind über den Boden den Strand entlang getrieben wurde. Das Wasser zog sich durch die Priele wie durch kleine Flussarme über den Grund hinweg. Als der Sand unter seinen Füßen feucht wurde blieb er stehen und blickte sich um. In seiner Nähe war eine kleine Anhebung zu sehen, zu der das Wasser wohl nicht ansteigen würde.

Dort setzte er sich in den Sand, legte den Rucksack neben sich, umschlang die angezogenen Knie mit den Armen und starrte auf das Meer hinaus.

Wie doch die Zeit vergeht, dachte er bei sich als er feststellte, dass die Sonne sich wieder weit über den Himmel geschoben hatte. Er hatte es nicht bemerkt. Sie war einfach so verstrichen, aus dem Mittag war ein später Nachmittag geworden, ohne dass er davon groß Notiz genommen hatte.

Gedankenverloren ließ er seine Hand durch den Sand neben sich gleiten. Die feinen weißen Körner rannen durch seine Finger zurück auf den Boden und vermischten sich wieder mit den dort liegenden, ohne dass man einen Unterschied hätte erkennen können.

Alles verrinnt, dachte er. *Der Sand wie die Zeit. Am Ende ist alles, was gewesen ist, vorbei und ungeschehen. Untrennbar wieder mit allem verbunden. Was wir heute sind, ist morgen schon verschwunden.*

Wieder griff er in den Sand, schloss ihn in seiner Faust ein und streckte den Arm weit von sich. Die Körner rieselten aus den Ritzen heraus. Er spürte, wie sich sich auf seiner Haut nach unten schoben.

Wie eine Sanduhr, dachte er. *Ich sitze hier am Strand mitten in meiner eigenen Sanduhr. Und die Zeit vergeht, verstreicht und kehrt zurück in die Unendlichkeit.*

Er streifte sich die letzten Körner von seiner Handfläche und holte dann eine der beiden Colaflaschen heraus.

Mit einem Zischen öffnete sich der Drehverschluss. Fast ohne abzusetzen trank er die Flasche bis zur Hälfte leer. Er hatte gar nicht gemerkt, wie durstig er gewesen war.

Weil es nicht wichtig ist, dachte er. Was spielt es für eine Rolle, hier auf diesem Strand?

Er blickte voraus, auf das mit der einsetzenden Ebbe Stück um Stück zurückweichende Meer. Hier und da blieb ein wenig Schaum zurück, die Blasen platzten und wurden vom Wind und dahin streichenden Sand verweht. An der Oberfläche zeichneten feine Linien das Wellenmuster des nun langsam wieder verschwindenden Wassers nach.

Möwen und Strandläufer hatten sich auf den Flächen niedergelassen und pickten nach nun freigelegten Muscheln oder Krebsen. Eine von ihnen kam dabei immer näher an ihn heran, sie blieb schließlich stehen und blickte ihn dann mit ihren unergründlich tiefen, schwarzen Knopfaugen an.

Er blickte, ohne eine Bewegung zu machen, zurück. Fast so, als würden sie sich gegenseitig mit ihrem Blick festhalten, verharrten beide in ihrer jeweiligen Position. Erst nach ein paar Minuten wandte die Möwe den Kopf zur Seite, stieß einen lauten Schrei aus, breitete die Flügel weit auseinander und erhob sich mit kräftigen Schlägen in den sich langsam rötlich färbenden Himmel.

Du fliegst, dachte er. Dort, wo der Wind Dich hinträgt. Deine Spuren dort drüben im Sand wird in

einigen Stunden die Flut mitnehmen. Niemand wird sehen können dass Du jemals hier gewesen bist.

Er fischte nach der zweiten Colaflasche in seinem Rucksack, öffnete sie und trank sie erneut wie die erste zur Hälfte leer. Dann drehte er den Verschluss der Whiskeyflasche auf und begann, den Inhalt vorsichtig in die beiden anderen Flaschen umzufüllen. Sorgfältig verschloss er sie wieder und stellte sie neben sich in den Sand.

Er warf einen Blick auf seine Uhr. Es war kurz vor Sechs. Die letzte Fähre zum Festland würde in etwa einer Stunde vom Pier ablegen. Seine Finger tasteten in seiner Jackentasche herum und zogen schließlich die Fahrkarte heraus.

Nachdenklich betrachtete er den Zettel im Licht der sich immer mehr zum Horizont schiebenden Sonne vor ihm. Er müsste jetzt aufstehen. Er müsste jetzt losgehen, dann würde er mit dem Inselbus rechtzeitig vor dem Ablegen am Fähranleger sein. Er würde zum Festland übersetzen. Der Nachtzug nach Hamburg würde zwanzig Minuten später abfahren.

Langsam streckte er, die Fahrkarte zwischen Daumen und Zeigefinger haltend, seinen Arm aus. Dann lies er los. Das Ticket wurde vom Wind mitgenommen. Er sah ihm nach, wie es in wilden Bewegungen den Strand entlang und aus seinem Blickfeld fortgerissen wurde.

Er hatte weder ein Zugticket noch Geld dafür. Nur ein paar Münzen waren in seinem Geldbeutel geblieben.

Die würde er aber auch nicht brauchen.

Vorsichtig warf er einen Blick zurück. Weit hinter ihm auf den Dünen konnte er das Strandhäuschen erkennen. Die Läden vor der Durchreiche waren geschlossen. Der Besitzer war sicherlich schon nach Hause gegangen.

Er ließ seinen Blick über den verlassenen Strand gleiten. Kein Mensch war weit und breit zu sehen. Das Ende der Saison. Hier gab es nichts mehr.

Vor ihm glitzerte feucht der Sand, wo sich das Meer noch vor wenigen Stunden zurückgezogen hatte. Am Horizont erhob sich der Schemen eines vorbeifahrenden Schiffes, vielleicht eines der Fischerboote der Insel. Die Positionsleuchten waren vor dem roten Schein der untergehenden Sonne nur schwer zu erkennen.

Dann senkte sich der feurige Ball der Sonne ins Meer. Über Minuten hinweg beobachtete er schweigend dieses gewaltige Schauspiel. Mit dem Ende des Tages zog die Kühle vom Wasser den Strand hinauf, doch der Wind schien nachzulassen. Die Vögel verschwanden allmählich vom Himmel. Das Rufen der Möwen wich dem alleinigen, beständigen Rauschen des Meeres.

Mühsam erhob er sich und begann sich auszuziehen. Jacke, Hemd, Hose, Unterwäsche... alles wanderte in seinen kleinen Rucksack. Nackt auf dem dunkel werdenden Strand stehend zog er den Reißverschluss zu und nahm aus der Seitentasche ein kurzes Stück Seil, kaum einen Meter lang, heraus. Dann griff er sich

mit der anderen Hand die beiden Colaflaschen und ging auf das Wasser zu. Den Rucksack lies er zurück.

Kurz vor der Wasserlinie lag eine Markierungsboje auf dem mattfeuchten Sand, die mit einer Kette an eine im Grund verankerten Öse befestigt war. Sorgfältig fädelt er das Seil durch eines der Kettenglieder und verknötete es, zweifach, zur Sicherheit. Dann band er aus dem anderen Ende eine Schlinge, die er an seinem linken Fußknöchel befestigte und fest zusammenzog.

Neben der Boje lies er sich in den kühlen Matsch sinken und öffnete eine der Flaschen. Beständig leerte er ihren Inhalt in kleinen Schlucken. Er fühlte den verdünnten Whiskey in seinem Körper, spürte die Wärme, welche der Alkohol durch seine geweiteten Adern strömen lies. Ein angenehmes Gefühl der Benommenheit füllte seinen Kopf und seinen Geist.

Als die erste Flasche leer war, warf er sie fort und griff sich die zweite. In kleinen Schlucken begann er weiter zu trinken. Noch nie hatte er soviel Alkohol auf einmal zu sich genommen und er wusste, hätte er ihn nicht mit Cola verdünnt, er niemals in der Lage gewesen wäre diese Menge zu trinken. Die Schärfe des Whiskeys trat hinter der klebrigen Süße der Limonade zurück. Die Wärme füllte seinen ganzen Körper, ließ ihn träge und seinen Kopf schwer werden.

Noch ehe der die zweite Flasche zur Neige geleert hatte ließ er sich langsam nach hinten auf den Rücken und in den Schlick sinken. Noch im Liegen trank er den Rest und er musste sich fast zwingen, den letzten

Schluck hinunter zu bringen.

Mit einem erleichterten Seufzen entglitt die leere Flasche seinen Fingern. Die Entscheidung war, das wusste er, schon lange getroffen worden. Doch erst jetzt war sie tatsächlich gefallen.

Mit zunehmend schwummrigen Augen starrte er in die Dunkelheit der Nacht zum Himmel hinauf. Die Sterne über ihm schimmerten als kleine helle Punkte zu ihm herunter. Das Rauschen des Meeres umfing ihn.

In sich wusste er, dass es richtig gewesen war, dies zu tun. Er hätte es nicht mehr aushalten können, alle vier Wochen zwei Stunden zu pendeln, für einen Besuch der einen halben Tag andauerte, aber in ihm danach eine Leere zurückließ, die ihn einem Zombie gleich durch den Alltag hatte wandeln lassen und jeden seiner Atemzüge mit Schmerzen erfüllte.

Wie lange hätte er dieses Schauspiel noch aufrecht erhalten können, wie lange hätte er seinem Sohn etwas vormachen können? Schritt um Schritt würde Sonjas Freund seinen Platz einnehmen und für ihn die intakte Familie darstellen, die es zwischen seiner Mutter und seinem leiblichen Vater nicht hatte geben können.

Manchmal ist es erforderlich, dass man Dinge verliert, damit andere sie behalten können.

Müdigkeit füllte seine Gedanken und er schloss seine Augen. Dem Geräusch der Wellen lauschend merkte er noch nicht einmal, wie die Flut ihn umschloss und ihn schließlich verschlang.

Warten

Es ist Dunkel, schon seit so langer Zeit.

Ich habe mich daran gewöhnt und versuche gar nicht mehr, meine Augen zu öffnen. Selbst wenn ich es könnte, es gäbe nichts außer einem dunklen Schleier, der mir nicht verraten kann, ob es sich um Tag oder Nacht handelt.

Meine Welt ist klein geworden und passt vollständig in meinen Kopf hinein. Dies lässt den Gedanken Raum, die sich träge ihren Weg aus den Tiefen des Inneren an die Oberfläche meines Bewusstseins bahnen. Meist ist es mir jedoch viel zu anstrengend geworden zu denken, und ich widme ihnen kaum noch wirklich Aufmerksamkeit. Ich liege in meiner dunklen Ecke und warte auf den nächsten Moment, der kommen wird um den gegenwärtigen abzulösen und ihn doch nur die gleiche Dunkelheit ersetzen wird, die einen kurzen Augenblick zuvor weichen musste.

Auch die Geräusche sind dumpf geworden. Ich bin dankbar dafür, nicht mehr die Stimmen hören zu müssen, die sich von Zeit zu Zeit um mich herum bewegen. Meist sprachen sie nicht mit mir, sondern nur über mich, und ich fühlte mich dadurch nur noch mehr isoliert als behütet oder gar geborgen, wie es vielleicht ihre eigentliche Absicht sein sollte.

Ein zäher Schleier hat sich über die Stimmen gelegt und ihre Botschaften dringen nur wie durch eine dicke Packung dichter Watte zu mir, oftmals bruchstückhaft, verschwommen, unklar. Ein Gemurmeln, welches mir verrät, nicht alleine zu sein. Von Anfang an wusste ich nicht, ob ich mich darüber freuen sollte oder nicht.

Um ehrlich zu sein, ich würde Einsamkeit begrüßen. Sie gäbe mir Hoffnung oder zumindest die Illusion, dass der jetzige Zustand nicht länger von undefinierter Dauer wäre, sondern dass es die Aussicht auf ein Ende gäbe, einen Wechsel, die Ablösung des Alten von etwas Neuem, wie ungewiss und undefiniert es auch immer sein mag. Alles wäre besser, als die Schläuche in meinem Hals zu spüren oder das helle Fiepen der Geräte, welche mich überwachen, meinen Atem, meinen Herzschlag kontrollieren, oder das Surren der Pumpen, das Zischen der Sauerstoffleitung und das Brennen der Infusionslösung, die in meine Ader fließt.

Mir ist, als wäre ich in einem Zustand andauernden Nichts gefangen, in einem Spinnennetz aus Zeitlosigkeit, unfähig mich selbst daraus zu befreien, verdammt dazu, auf jemanden zu warten, der mich daraus erlösen kann.

Wie gerne würde ich denen, die immer wieder um mein Bett herumstehen, zurufen, dass sie mich gehen lassen sollen. Das sie all dem ein Ende setzen, weil ich selbst so hilflos bin, dass ich dies nicht mehr allein ohne ihre Hilfe leisten kann.

Dass eine Ewigkeit aus Nichts ungeeignet ist, um daraus Hoffnung auf etwas Besseres zu schöpfen. Dass Schmerz nicht vergeht, solange man sich ihm nicht stellt sondern einen Status Quo aufrecht erhält, um sich nicht mit der unvermeidbaren Tatsache auseinander setzen zu müssen, dass es in einer endlichen Welt nichts geben kann, das ewig hält oder für alle Zeiten bewahrt werden kann. Dass ein Abschied mit Schmerzen zumindest verhindert, anderen für alle Zeiten Schmerzen zuzufügen.

Ich weiß, warum sie zögern. Sie haben Angst. Angst davor, einen Fehler zu machen. Angst davor, eine Entscheidung zu treffen und mit den Konsequenzen weiterzuleben. Angst davor, loszulassen. Sie zögern aus Mitleid, aus Anteilnahme, aus Sorge um mich und doch vor allem aus Sorge um sich selbst. Sie ringen mit ihrem Gewissen, über Jahrzehnte lang durch gesellschaftliche und religiöse Normen konditioniert, und vergessen dabei, dass es die guten Absichten sind, welche sie selbst in ihrer Entscheidungsfähigkeit fesseln und mich dem ewigen Warten in Dunkelheit und Hilflosigkeit überantworten.

Ein Wort allein könnte sie und mich aus unseren jeweiligen Fesseln befreien. Doch es ist die Angst, die sie lähmt, und ihre Angst, die mich in meinem Zustand gefangen hält.

Ich habe keine Angst. Mein jetziger Zustand ist das Fegefeuer, welches meine Seele von meinen Sünden reinigt. Das Warten auf Erlösung ist die Ewigkeit. Wenn sie endet, wird alles, was folgt, unweigerlich das Paradies sein. Die Hölle kann mir keine Schrecken mehr bieten. Das Nichts in mir und um mich herum hat mich geläutert, hat alles aus mir herausgebrannt - meine Furcht, meinen Zorn, meine Freude, mein Verlangen, meine Neugierde, meine Hoffnung. Es gibt nichts mehr als mich selbst und das Nichts, und das Warten darauf, dass eines Tages dies alles doch noch ein Ende finden wird.

Diese Sehnsucht allein ist alles, was von mir übrig geblieben ist.

Wenn die Maschinen schweigen, das Brennen in meinem Arm versiegt, sich die Stimmen in einem lautlosen Flüstern verlieren und die Dunkelheit in absolute Schwärze abgleitet, werde ich endlich wieder frei sein.

Der Aufzug

Ich habe Aufzüge schon immer gehasst. Die Enge. Das Gefühl fremdgesteuerter Beschleunigung. Dann kommt oft noch ein undefinierbarer Geruch hinzu, welcher sich zwischen allem Möglichen - intensivem Parfümduft bis hin zu unterschwellig Erbrochenem - bewegen kann. Vor allem aber, wie bei diesem hier auch, ein sanftes Gedudel künstlicher Musik, die aus irgendwelchen verborgenen Ritzen der Metallpaneele dringt und jeden normalen Menschen selbst nach nur wenigen Minuten in den Wahnsinn treiben kann.

Ich hasse Aufzüge. Ich versuche sie, wann immer nur möglich, zu vermeiden.

Dabei kann ich nicht einmal genau sagen, wie ich in dieses besondere Exemplar gekommen bin. Liegt es am Dunst oder am Musikgedudel, ich stehe hier und kann nicht sagen, aus welchem Grund! Ich weiß nur, dass diese Fahrt gefühlt schon eine kleine Ewigkeit dauert, und das es weder eine Stockwerksanzeige noch einen Stopp-Knopf gibt, um die Schreckensfahrt zu unterbrechen und zumindest den Rest des Weges zu Fuß durch das Treppenhaus zurücklegen zu können.

Es ist fast eine Erleichterung, als die Kabine endlich zum Stillstand kommt und sich die Türen mit einem "*Bling!*" zu beiden Seiten öffnen. Raus hier, nur raus!

Doch wo bin ich eigentlich gelandet? Ich stehe in einem hellen Flur, Bandleuchten an der Decke, ein paar armselige Topfpflanzen in den Zimmerecken,

direkt neben ein paar unbequem wirkenden Stühlen. Der Eingangsbereich einer Behörde oder so etwas ähnlichem. Wollte ich hierher? Ich kann es mir nicht vorstellen.

Aber als ich mich umdrehe, ist die Tür des Fahrstuhls bereits geschlossen, und kein Rufknopf weit und breit zu sehen. Ich fühle mich gefangen. Und wütend. Der nächsten Sachbearbeiter, der mir über den Weg läuft, wird sich aber was von mir anhören können!

Nur - hier ist niemand. Ein leerer Raum mit ein paar Stühlen, dem grünen Gestrüpp in der Ecke - und einer Bürotür, so weiß gestrichen, dass ich sie bei meinem ersten Blick vor der ebenso reinweißen Zimmerwand glatt übersehen habe. Und daneben - wie üblich bei einer Behörde - der Warteapparat: ein Kasten, der auf Knopfdruck eine Nummer ausgibt, und man darf dann warten, bis man aufgerufen wird.

Ich ziehe eine Nummer. Was soll ich sonst auch tun? Es surrt und mein Zettel erscheint. Ungläubig reibe ich mir die Augen. "*Sie sind Nr. 103.789*". Wie bitte? Ich bin hier doch der einzige im Raum?

Nun denn, Behörde eben. Seufzend lasse ich mich auf einen der Stühle nieder. Mein Blick schweift von der einen Raumseite zur anderen. Nicht mal Magazine haben sie hier. Jede Arztpraxis auf dem Land ist da besser ausgestattet. Beim genaueren Hinsehen stelle ich fest, das einige Stühle leicht verrückt sind. Auf einem liegt sogar ein gestrickter Schal, von seinem Besitzer vergessen. Und das mitten im Sommer...

Ich warte. Und warte. Es dauert eine gefühlte Ewigkeit, ohne das irgendetwas passiert. Als plötzlich, wie aus dem Nichts, ein Gongton erklingt und eine leicht näselnde Stimme "*Nummer Einhundertundreitausend siebenhundertneunundachtzig, bitte?!*" nuschelt, zucke ich unwillkürlich zusammen. Wenigstens geht die Tür am Raumende auf. Schnell springe ich hoch und mache mich auf den Weg - nicht, dass sie sich am Ende noch wieder schließt und sie mich hier hocken lassen!

Hinter der Tür ist ein kleiner Raum. Instinktiv hatte ich einen Tresen erwartet, aber es scheint das Büro eines Sachbearbeiters zu sein: ein kleiner Besuchertisch mit zwei Stühlen, darauf ein Becher mit Stiften, eine Kladde mit einem Formularbogen und einer Box mit Taschentüchern. Etwas entfernt davon steht ein großer Aktenschrank und ein Schreibtisch mit einem Doppelmonitor. Dahinter hockt ein schwächlicher Typ in einem hellen Sommeranzug, zurückgewichenem Haaransatz und gestresstem Gesichtsausdruck.

"Bitte, nehmen Sie Platz, und wenn Sie so freundlich wären, schon einmal den Bogen auszufüllen? Ich bin in einer Sekunde bei Ihnen..."

Nicht einmal vom Monitor hat er hoch gesehen!

"Entschuldigen Sie mal!" setze ich an, aber schon hat er mich unterbrochen.

"Ich gehe mit Ihnen gleich alles durch. Bitte füllen Sie den Bogen aus!"

Ich bin perplex. Vermutlich deshalb tue ich, wie mir geheißen, setze mich an den Besuchertisch, ziehe das

Formular zu mir heran und schnappe mit einem der Stifte aus dem Becher.

Sie wollen das Übliche von mir wissen: Name und Vorname, Wohnort, Geburtsdatum, Familienstand, Beruf - Todesursache?

Todesursache ?!

Ich knalle den Kugelschreiber auf die Tischplatte. Zumindest das zieht die Aufmerksamkeit des Beamten auf mich und er hebt den Kopf.

"Was soll das?" rufe ich laut, vielleicht sogar etwas zu laut.

Er seufzt und stemmt sich aus dem Bürostuhl hoch. Wackelt zu mir hinüber und ringt sich ein halbherziges Lächeln ab, während er sich zu mir setzt. Dann dreht er die Kladde herum und wirft einen Blick darauf.

"So, Herr Becker" lässt er sich dann vernehmen. "Ich darf Sie bei uns willkommen heißen. Gehen wir am besten gemeinsam die Fragen durch, nicht wahr? Nur, damit wir später nicht etwas nachträglich korrigieren müssen..."

"Was soll das?" wiederhole ich mich und klopfe mit dem Zeigefinger energisch auf den Abschnitt des Zettels, bei dem ich stehengeblieben bin. "Was soll das heißen?"

Der Angestellte wirft mir einen müden Blick zu. Dann zuckt er mit den Schultern und lehnt sich auf dem Stuhl zurück.

"Wir müssen bei allen Neuankömmlingen abfragen, was der Grund ihres Erscheinens ist" antwortet er.

"Meines Erscheinens..." spreche ich ihm sorgfältig nach, und versuche den Sinn zu begreifen.

Er seufzt.

"Herr Becker, Sie sind tot." erklärt er dann in einem Tonfall, den man im allgemeinen für begriffsstutzige Menschen reserviert. "Sie haben Ihr irdisches Dasein hinter sich gelassen und stehen jetzt an der Schwelle zur nächsten Ebene Ihrer Existenz. Natürlich ist das alles im ersten Moment schwer zu verstehen, gerade wenn man noch mitten im Leben gestanden hat, aber versuchen Sie sich bitte damit abzufinden und gehen mit mir die Formalitäten durch. Für Sie geht es doch schneller und Sie erleichtern mir auch die Arbeit."

Ich starre ihn an. Er starrt zurück.

"Ich bin tot?"

"Ich sehe, sie brauchen noch etwas, um das alles zu verarbeiten" meint er dann mit einem mitleidigen Ausdruck in seinem Gesicht. "Probieren wir es also gemeinsam, ja?"

Er nimmt einen zweiten Stift aus dem Becher und richtet seinen Blick wieder auf das Formular.

"An was können Sie sich zuletzt erinnern? Ehe Sie zu uns gekommen sind, meine ich?"

Ich fühle mich endgültig verwirrt. Mein Kopf fängt an zu schmerzen und der Raum dreht sich plötzlich leicht im Kreis.

"Ich war doch eben noch im Lager..." stammele ich vor mich hin.

"Im Lager" wiederholt der Mann und kritzelt auf dem

Formular herum. "Was haben Sie da getan...?"

"Den Stapler gefahren..."

Energisch macht er ein Kreuz.

"Also Arbeitsunfall. Das reicht mir schon."

Sein Stift wandert die Zeilen weiter nach unten.

"Ledig, keine Kinder, gesetzlich versichert... wie sieht es mit der Religionszugehörigkeit aus?"

"Wie bitte?"

"Naja, wir müssen doch wissen, was wir mit Ihnen anstellen sollen" meint der Angestellte. "Römisch katholisch, evangelisch, muslimisch, buddhistisch... an was glaubten Sie, als Sie noch am Leben waren?"

"Das macht jetzt noch einen Unterschied?"

Der Sachbearbeiter zuckt wieder mit den Schultern.

"Ganz wie sie wollen. Mir ist das gleich, wissen Sie? Manche unserer Kunden sind streng gläubige Leute und bestehen auf dem korrekten Prozedere: Gericht mit Auflistung ihrer Sünden, Urteil zu ein paar hundert Jahren Fegefeuer oder Freispruch und Weiterfahrt in ein Paradies nach ihren eigenen Vorstellungen... für andere geht es dann in eine Warteschleife bis für sie ein neuer Körper bereitgestellt wird... und dann gibt es wieder Leute mit ganz eigenen Vorstellungen, die am liebsten ein Baum irgendwo im Nirgendwo werden möchten."

Ich habe den Grad der Verwirrung nun überschritten und das frühe Stadium der Verzweiflung erreicht.

"Und ich soll nun wählen?"

"Ich muss nur wissen, was ich ankreuzen soll."

Ich fahre mir mit beiden Händen über den Kopf.

"Ich... ich fühle mich überfordert" gestehe ich ihm schließlich ein. "Ehrlich gesagt, ich habe mir das hier alles... irgendwie anders vorgestellt..."

Der Mann nickt verständnisvoll.

"Ja, wenn man noch am Leben ist, macht man sich da ganz schnell ein falsches Bild. Man denkt: *Hach, ich falle mit einem Infarkt vom Stuhl und im nächsten Moment bin ich schon im Himmel, sitze mit einer Harfe auf einer Wolke und schaue von oben auf mein altes Zuhause hinab...*" Er schüttelt den Kopf. "Leider geht das nicht einfach so. Wie soll das alles individuell für jeden Menschen schon im Vorfeld organisiert werden? Ein Ding der Unmöglichkeit! Wir können ja schließlich auch keine Wunder wirken."

Er knabbert an dem Stiftende herum.

"Was soll ich jetzt für Sie eintragen? An irgendwas werden Sie ja wohl geglaubt haben. Dort, wo sie gelebt haben und aufgewachsen sind, war allgemein das Christentum weit verbreitet - was soll es sein, katholisch oder protestantisch? Oder doch irgendeine Freikirche, vielleicht...?"

"Ich bin mir nicht sicher, ob ich wirklich überhaupt an etwas geglaubt habe" gestehe ich. "Die Geschichte vom lieben Gott im Himmel..."

Ich unterbreche mich kurz, als mir eine Gedanke kommt.

"Sie meinen, das alles ist tatsächlich wahr?!"

Er hebt entschuldigend die Hände nach oben.

"Wahrheit... Irrtum... das geht mich nichts an" sagt er. "Ich bin nur das kleine Rad, das sich dreht, damit es Ihnen am Ende gefällt. Wenn Sie sagen, dass Sie an nichts geglaubt haben, könnten wir einfach auf die ortsübliche Standardlösung für Sie zurückgreifen. Vergeben und Vergessen, wie man sagt. Oder, wenn Ihnen das lieber ist oder Sie das Ende Ihres weltlichen Daseins ganz pragmatistisch gesehen haben, gehen wir den schnellen Weg und Sie direkt ins Nichts hinüber."

"Ins Nichts...?"

"Naja, sie wechseln direkt ins Ende, ohne sich noch ein wenig im Paradies oder in der Hölle die Zeit zu vertreiben. Solange das Universum besteht, solange haben Sie Zeit, um sie darin zu verbringen, in dem von Ihnen bevorzugten Zustand. Oder wir kürzen ab und Sie werden sofort verschwinden."

Er beugt sich vor und senkt seine Stimme ein wenig.

"Unter uns gesagt - das hat auch seine Vorteile. Für die meisten Menschen ist das Leben doch mehr eine Qual als ein zufriedenstellendes Erlebnis. Und auch die Reinkarnation in eine andere Gestalt erfüllt für die meisten nicht die Erwartungen, die sie in sie gesetzt hatten. Und nachdem am Ende doch alles gleich ist... Sie verstehen?"

Ich schüttele mich.

"Äh... nein, vielen Dank."

Ich überlege kurz.

"Wenn ich jetzt einfach *Christlich* wähle...?"

Der Mann nickt gutmütig.

"Macht für mich keinen Unterschied. Ist nur ein anderes Formular. Und abhängig davon, wie stark Ihr Glaube war, wird das weitere Vorgehen dann flexibel gestaltbar."

"Nur das ich ja nicht wirklich daran geglaubt habe."

Ein sarkastisches Grinsen tritt auf sein Gesicht.

"Dann..." sagt er genüsslich, "dann wird es sicherlich interessant für Sie werden."

Schnell hebe ich die Hand, ehe er das betreffende Feld ankreuzen kann.

"Moment... äh... ich entscheide mich für... für... für die Wiedergeburt."

"In Ordnung" sagt er, macht mit dem Stift ein Kreuz und kritzelt noch etwas in einer unleserlichen Schrift daneben. Dann blickt er auf und schiebt das Blatt zu mir hinüber.

"Bitte durchlesen und unterschreiben."

Mechanisch setze ich meinen Namenszug unter den maschinengeschriebenen Text. Währenddessen angelt der Angestellte einen Stempel aus dem Ständer auf seinem Schreibtisch und drückt ihn über meine Unterschrift auf das Papier.

"Sehen Sie, war doch gar nicht so schwierig" meint er dann aufmunternd zu mir.

Ich teile seine Zuversicht nicht so ganz.

"Wie geht es jetzt weiter?" frage ich ihn.

Er reicht mir eine kleine Plastikkarte mit meinem Namen darauf.

"Sie gehen jetzt wieder durch die Tür und stecken dies hier in den Leseschlitz neben dem Aufzug" erklärt er mir.

"Und dann?"

"Dann fahren Sie mit dem Aufzug wieder hinunter und steigen im Wartesaal aus. Sie ziehen dort eine Nummer aus dem Automaten und wenn mein Kollege für Sie alles vorbereitet hat - also, wenn ihr neuer Körper zur Verfügung steht und die allgemeinen Formalitäten geklärt sind, dann werden sie weitergeleitet und können Ihr neues Leben beginnen."

Er erhebt sich und bleibt am Tisch stehen, offensichtlich in der Erwartung, dass ich seinem Beispiel folge.

"Wie wird das dann sein?" will ich wissen. "Wer bin ich dann?"

"Kann ich Ihnen leider nicht sagen" gibt er mir zu Antwort. "Das ist nicht mein Fachbereich. Wie ich hörte, ist es eine Art Lotterie. Am besten, Sie lassen sich einfach überraschen!"

Die Hand auf meiner Schulter bugsiert er mich sanft, aber energisch durch die Tür, zurück in den Wartesaal. Zu meiner Überraschung ist er voller Leute, die auf den Stühlen sitzend dumpf vor sich hin brüten oder ungeduldig auf und ab schreiten. Keiner nimmt von mir Notiz, ganz so, als ob sie weder mich noch die anderen Wartenden sehen könnten. Einige höre ich schimpfen, eine junge Frau hält ein kleines Kind im Arm und weint, die Wand auf der gegenüberliegenden Seite anstarrend, stumm vor sich hin.

Ich gehe zum Fahrstuhl hinüber. An der linken Seite ist ein Schlitz, groß genug für meine Karte. Es surrt leise, als sie vom Mechanismus eingezogen wird, ein kleines grünes Lämpchen leuchtet auf einem Panel auf und ich höre, wie der Motor des Aufzugs in Bewegung gesetzt wird.

Als sich die Schiebetüren öffnen und mir den Weg in die Kabine freigeben, höre ich hinter mir wieder die Stimme des Sachbearbeiters.

"Als nächstes die Nummer Einhundertundreitausend siebenhundertundneunzig, bitte?!"

Über den Autor



Andreas Jung, geboren 1975, lebt und arbeitet im Landkreis Augsburg in Bayern.

2019 veröffentlichte er seinen ersten Roman mit dem Titel "Das Erwachen der Diener".

buch.jung-andreas.net

Darauffolgend war er in den Anthologien "Hic sunt dragones" und "X" der Münchner Schreiberlinge e.V. mit einzelnen Kurzgeschichten vertreten.

www.muenchnerschreiberlinge.com

